

**Die Erlebnisse während der Kriegsgefangenschaft
im 1. Weltkrieg (1914 - 1918) in Russland**

von Anton August Johlen

geb. 1886 zu Erkeln, gest. 1973 in Höxter

Am 23. November geriet ich mit noch 8 Mann von unserer Batterie in russische Gefangenschaft bei Lodcz in Polen. 3 Mann (die Verwundeten) ließen wir in Warschau zurück. Mit einem Transport von etwa 800 Mann traten wir 6 anderen die Reise in das weite, öde Rußland an. Ich kann hier nicht beschreiben, wie uns zumute war, als wir mit 42 Kriegsgefangenen und dazu 4 russische Posten in einen Viehwagen gesteckt wurden. Es war ungefähr um Mitternacht als wir den Zug bestiegen. Gegen Morgen fuhren wir ab. Große Niedergeschlagenheit las man im Gesicht eines jeden von uns. Ging es doch einem unbestimmten Ziel entgegen. Ein Ziel, das so schwarz war wie eine dunkle Nacht im regnerischen Herbst. Langsam ging nun die Reise nach Osten. In Minsk erhielten wir zum ersten Male Mittagessen. Es gab eine Kapustasuppe (Kohlsuppe) und ein Stück Schwarzbrot. Letzteres war kaum zu genießen. Hier in Minsk hatte ich eine Unterredung mit einem deutschsprechenden russischem Arzt, der tüchtig auf Wilhelm und Hindenburg schimpfte. Nach einer Fahrt von etwa 7 Tagen kamen wir nach Pensa, den bekannten Eisenbahnknotenpunkt. Hier wurden wir unsere Polen los. Im Felde hatte man keinen Unterschied finden können zwischen Deutschen und Deutschpolen, aber in Gefangenschaft merkte man an den Äußerungen der Polen, welche Rasse sie sind. In unserem Wagen hätte es bald eine regelrechte Keilerei gegeben. Nur die russischen Posten mit ihren aufgepflanzten Seitengewehren mahnten uns zur Vernunft. Nachdem wir unsere Polen abgesetzt hatten, nahm unser Zügler den Kurs nach Süden. Es hieß, wir fahren nicht nach Sibirien, denn es geht zu der Halbinsel Krim. Dieses traf zwar nicht ganz zu, aber es ging dem Süden zu. Am 6. Dezember 1914 nach 13tägiger Fahrt, des Abends um 11 Uhr, kamen wir in der Hauptstadt der Donkosaken Nowo-Tscherkask an. Auf der Fahrt hatten wir Hunger und Durst gelitten, denn die Verpflegung war sehr spärlich. Soeben, daß man nicht verhungerte. Die Behandlung während der Fahrt von seiten der Wachmannschaft war human. Bis N.-Tsch. hatten wir russische Infanterie zur Bedeckung. Doch am Bahnhof in Nowo-Tscherkask traten an Stelle der gutmütigen Infanteristen die langhaarigen Kosaken. Niemals werde ich die Stunde vor dem Hauptbahnhof in N.T. vergessen. In Gedanken höre ich noch die Kommandoworte der Kosaken und sehe noch die vielen Pechfackeln brennen. Eine grausige Stunde. Es war mir zum Sterben traurig. Nachdem uns unsere neuen Befehlshaber wohl ein Dutzend mal gezählt hatten und immer noch nicht die Zahl der Kriegsgefangenen feststellen konnten, weil sie schlecht zählen konnten, marschierten wir durch die Stadt nach einer Brauerei. Hier wurden wir in die geräumigen Keller einquartiert. In diesen unterirdischen weilten wir 5 Tage. Hatte auf der Fahrt das Ungeziefer uns viel gequält, so konnten wir dennoch in der ersten Nacht gut schlafen, da das Rütteln und Schütteln des Wagens uns müde machte, aber hier in diesen Kellerräumen, wo man ganz und gar zur Untätigkeit verdammt war, ließen uns die kleinen Tierchen bei Tag und Nacht keine Ruhe. Trotz eifrigen Jagen vermehrten sie sich wie der Sand am Meere. Des Nachts mußte man oft 2 - 3 mal aufstehen und sich den Oberkörper abwaschen, damit man wieder etwas Ruhe vor den Tierchen hatte. An dieser Stelle muß ich noch bemerken, daß der Brauereibesitzer und Familie sich unser sehr annahmen. (Nebenbei gesagt, der Besitzer war ein geborener Deutscher). Manchem von uns haben sie geholfen. In den ersten Tagen bekamen wir von unserem Hauswirt jeden Morgen eine Semmel und ein Stück Wurst. Die Kosaken, die uns diese kleine Liebesgabe aber nicht gönnten, brachten es schließlich soweit, daß unser Gönner seine Liebestätigkeit einstellen mußte. Wie ich später erfuhr, soll er nach einigen Monaten wegen seines deutschfreundlichen Wesens nach Sibirien verbannt worden sein. Jedoch weiß ich, daß dieses auf Tatsachen beruht. Am 5. Tage früh erschien der russische Kommandant und ein österreichischer Offizier. Letzterer erklärte uns im Namen der russischen Regierung, daß wir unsere Uniformen an die inzwischen angekomme-

nen östr. Soldaten (nur Slawen) abzugeben hätten. Wir sollten dafür die leichten östr. Uniformen erhalten. Aber wir alle, wie ein Mann, widersetzten uns dieser Zumutung. Wir sagten dem östr. Offizier, er möchte dem russ. Kommandanten mitteilen, daß wir uns eher erschießen lassen würden als daß wir unsere Uniform abgeben würden. Der russische Kommandant war erstaunt über unser Benehmen und sprach die Worte: „Germanski disziplina“ (die Deutschen haben Disziplin). Wir waren in seiner Achtung gestiegen und er ließ uns unsere Uniform. Heute, im Jahre 1919 wird man diesen Vorfall kaum noch begreifen. Ferner muß ich noch erwähnen den Besuch oder vielmehr die Besichtigung, die jeden Mittag die Kosaken abhielten. Bessere und Gewöhnliche dieser Rasse kamen dann in den Keller und staunten uns an wie das Kind den Löwen im Zoo und fragten nach diesem u. jenem. Uns Deutschen war dieser Besuch nicht gerade angenehm. Endlich ging es zum Abmarsch. Die Familie des Brauereibesitzers beschenkte uns mit allerlei kleinen Gaben. Die Hausfrau nahm einen ihrer Söhne die Pelzmütze vom Kopfe und gab dieselbe einem deutschen Kriegsgefangenen, der barhäuptig war. Als wir abmarschierten und diesen guten Leuten zuriefen: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen“ da stand der Brauereibesitzer still und blaß in der Veranda und seine Frau und Kinder konnten sich der Tränen nicht verwehren. Jetzt folgte ein Fußmarsch von 5 Tagen. Wir übernachteten in Schulen und Herbergen. Am 4ten Tage kamen wir nach Konstantinowskaja. Letztere Staniza (Kosakenstadt) lernte ich später durch meinen längeren Aufenthalt dort genauer kennen. Als wandelnde Leichen kamen wir am 16. Dez. 1914 des Abends auf Schleuse Nr. 3 am Don an. Viele von uns waren krank geworden. Die übrigen waren todmüde und erschöpft von der Reise. Unsere Lieben in der Heimat hätten uns auf dieser Wanderschaft mal sehen müssen. Auf Schleuse 3 angekommen, hatten wir zunächst ein paar Ruhetage. Wir wuschen und säuberten uns nach Möglichkeit. Dann kam die Arbeit. Der größte Teil unserer Leute mußte sich mit Spaten und Hacke bekanntmachen. Ein kleiner Teil arbeitete in einem Sägewerk, das auf der Schleuse neu erbaut war. Ich hatte das Glück in dem Büro für Gartenkultur und Landwirtschaft ein Plätzchen zu finden. Diese Abteilung schloß sich an das technische Büro, in dem meine später mir so lieben Freunde Axthelm aus Leipzig ¹ und Baumann aus Pölschach (Steiermark), tüchtig darauf los (nach russ. Muster) arbeiteten. In den ersten Tagen habe ich mich nur erst informatorische Tätigkeit verschafft. Als ich dann den östr. Leutnant fragte, wo die zu bauenden Frühbeete und Gärten angelegt werden sollten, sagte er mir: „Ja, ich soll zwar Dolmetscher sein und ihnen alles mitteilen, aber ich weiß nichts. Die Hauptsache ist, daß sie in der warmen Stube sitzen“. Nun wußte ich Bescheid. Ich habe verschiedenes entworfen und vieles wieder verworfen. Mir war die Hauptsache, daß ich im Zimmer saß und vor allen Dingen wurde man von den Kosaken besser behandelt als die anderen Kameraden, die in Wind und Wetter arbeiten mußten. Man hielt uns eben für bessere Menschen. Sonst war das Leben im Winter auf der einsamen Schleuse sehr eintönig. Des Morgens stand man etwas später auf als die anderen Kameraden, da man zu den Herren rechnete, brauchten die Kontorscheks (Büroarbeiter) nicht mit antreten. Dann ging man zur Kanzlei und arbeitete nach russischem Stil. Des Mittags gab es Kapustasuppe (d.h. jeden Mittag bis zum Juli 1915) mit einem Stückchen Hammelfleisch. Diese Suppe war natürlich klar wie Wasser. Zum Nachtisch gab es die sog. Kascha (Hirsebrei). Unsere Hauptnahrung war das Brot (Schwarzbrot). Körperlich war also mein Los zu ertragen. Seelisch litt man sehr, denn allein das Wort „Gefangen“ wollte einem nicht in den Kopf. Oft habe ich an die Worte des Propheten in der Bibel gedacht, der seine Klagen über die babylonische Gefangenschaft verfaßt hat. Ähnlich ging es auch

¹ gestorben im Sommer 1928 in Apolda

uns. Wir saßen am Donflusse mit heißer Sehnsucht nach den Lieben in der Heimat und nachdenkend über das Schicksal unserer Kameraden im Felde, grübelnd über das Los unseres schönen Vaterlandes. Ja, hier fühlten wir so recht die Gegensätze zwischen Russen und Deutschen und zwischen Rußland und Deutschland. In der ersten Zeit hatten wir mit den armen Russen ein gewisses Mitgefühl, denn wir sagten uns, diese Leute müssen ewig in solchen Verhältnissen leben, wir werden doch mal aus diesem Jammer erlöst. Damals glaubte niemand von uns, daß der Krieg so lange dauern würde. Wir wollten die ersten Tage nicht einmal nach Hause schreiben, denn man sagte sich, bis der Brief ankommt, sind wir schon auf der Heimreise. Ich habe mir jedoch vom Kameraden Plückebaum 2 Kopeken geliehen und schrieb am (27.?) Dez. 1914 nach Erkeln. Wie groß war die Freude, als ich am 16. Februar 1915 eine Geldsendung aus der Heimat bekam. Noch zwei Kameraden erhielten ebenfalls Geld aus Deutschland. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese freudige Botschaft im Lager. Wußte man doch jetzt, daß unsere erste Nachricht über gekommen war. Nach und nach kamen auch für andere Kameraden Geldsendungen an. Nach ungefähr einem Monat erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Albert und zugleich eine Geldsendung. Die Freude über den Brief kann ich nicht beschreiben. So etwas kann nur ein Kriegsgefangener empfinden. Als ich nun Geld hatte, konnte ich mein Los erleichtern. Ich war nicht allein auf meine spärliche Koste, die immer noch dieselbe war, angewiesen. Als die Kosaken merkten, daß wir Geld aus der Heimat erhielten, kamen sie jeden Morgen zur Schleuse und hielten einen regelrechten russischen Bazar ab. Da in jener Zeit noch alles in Rußland billig war, so konnte man mit einem Rubel Zehrgeld wöchentlich gut auskommen, z.B. kosteten damals 2 Eier 3 Kopeken, 1 Pfund Speck 11 Kop., 1 Pfund Rindfleisch 9 Kop., 1 Päckchen Magorka (Russ.Tabak) 6 Kop. Butter war allerdings nicht zu sehen. Die Kosaken sind in der Zubereitung dieser edlen Schmiere noch sehr rückständig. Ich habe z.B. im Kosakengebiet (innerhalb der 2½ Jahre, die ich dort verlebte) dreimal ein wenig Butter gegessen. Später in Groß- und Nordrußland habe ich mehr Butter gesehen, hatte aber fast nie Geld welche zu kaufen. Ab und zu gelang es mir, von unserem Fleischer Flomen zu bekommen. Hier sei auch erwähnt, daß die Kosaken dieses Schweinefett nicht achteten und es wohl in den ersten Tagen unseres Dortseins in die Düngegrube warfen. Zuerst schenkte uns der russische Fleischer die Flomen. Als er jedoch sah, daß sie von uns sehr begehrt wurden, mußten wir dieselben bezahlen und zwar stieg er nach und nach im Preise. Da allmählich immer mehr Geldsendungen für die Kriegsgefangenen einliefen, wurde im allgemeinen unsere Lage erträglicher. Jedoch einige Kameraden hatten in dieser Hinsicht sehr viel Pech. Zu diesen gehörte auch der bei uns allen bekannte und beliebte Weber aus Pratau bei Magdeburg. Ich nahm mich seiner etwas an. Er verstand sich aufs Kochen. Jedoch auch bei mir kam wieder Ebbe in die Kasse. Mein letztes Geld gab ich Ostern 1915 für ein Stückchen Schweinefleisch aus. Letzteres hat Weber tadellos gebraten und wir beide haben es gemeinsam verzehrt. Im allgemeinen verlebten wir die Ostertage 1915 in vollster Zuversicht auf einen baldigen Frieden. Längere Zeit hatten wir vom Kriege nichts gehört. Nach den Aussagen verschiedener russischer Persönlichkeiten stand der Friede vor der Türe. Damals glaubte man solche Parolen ohne weiteres. Auch mag zu unserer frohen Stimmung beigetragen haben der Gedanke, daß jetzt der harte Winter vorüber und der schöne südrussische Sommer komme. Welche Freuden und Leiden uns letzterer brachte, werde ich später erzählen. Im Vorhergehenden streifte ich oberflächlich die Stimmung am Osterfeste. Hier muß ich etwas zurückgreifen. Ich habe das Weihnachtsfest 1914 noch zu erwähnen. Ja, welche Stimmung herrschte bei uns an diesem Feste des Friedens der Menschheit. In unserer Baracke hatte sich die Mehrzahl dafür entschieden, keinen Weihnachtsbaum zu schmücken, um unsere Gemüter in

Erinnerung an vergangene Zeiten nicht noch schwerer zu belasten. Jedoch als der hl. Abend kam und wir still auf unseren Britschen lagen, schlich der eine nach dem anderen hinaus zur Nachbarbaracke, denn dort hatte man einen Christbaum geschmückt. Als ich hinein kam wurde gerade das Lied gesungen „Stille Nacht, hl. Nacht“. Den meisten der Sänger blieben die Worte in der Kehle stecken und man sah manchen, wie er sich verstohlen die Tränen abtrocknete. Es war eine Stimmung, die uns an der Seele faßte. Welche Bilder zogen an unserem geistigen Auge vorüber. In der Heimat hat man an diesem Abend sicher auch an uns gedacht, aber unsere Lieben wußten nicht, welches Los uns beschieden. Sie wußten damals noch nicht, ob wir noch unter den Lebenden weilten oder ob wir den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Nebenbei sei noch bemerkt, daß der Christbaum kein Baum nach unserem deutschen Muster war. Er war nur ein dürre Weidenstrauch, der mit buntem Papier und einigen Kerzen verziert war. Tannen sind bekanntlich in Südrußland nicht zu Hause. Die Russen hatten sich zu ihrem Weihnachtsfeste einen Baum aus dem Norden schicken lassen, der, wie man sagte, damals schon 10 Rbl. kostete. Wir konnten uns als Kriegsgefangene natürlich einen solchen Luxus nicht gestatten. Am ersten und auch am zweiten Feiertage begrüßten uns die Russen wie gewöhnlich jeden Morgen mit den Worten: „Aufstehen, den Tee trinken und schnell an die Arbeit“. An den beiden ersten Tagen fügten wir uns in unser schweres Los. Aber am dritten, der ein Sonntag war, sagten wir alle: „Nein, wir arbeiten heute nicht“. So kam der erste Streik zustande. Die Kosaken rannten mit ihren Knallbüchsen und krummen Säbeln von der einen Baracke zu der anderen, doch wir ließen uns nicht einschüchtern. Als man sah, daß wir zur Arbeit nicht gehen würden, stellte man die Drohungen ein. Jedoch zur Strafe bekamen wir kein Mittagessen. Vielleicht hätte man uns auch das Brot abgezogen, doch dieses hatten wir, wie es üblich war, am Tag vorher empfangen. Wir freuten uns, daß wir an diesem Tage frei hatten. Natürlich durfte niemand die Baracke verlassen. Letzteres empfanden wir jedoch nicht schwer. Denn es war ja Winter, zudem durften wir sonst auch das Gebiet der Schleuse nicht verlassen. Nachdem wir nun einmal mit Erfolg gestreikt hatten, versuchten wir auf diesem Wege die zweite Forderung durchzudrücken. Wir sollten nämlich auch des Sonntags arbeiten. Es wurde also in den Streik getreten. Jedoch hatten wir wenig Erfolg. Der russische Oberingenieur machte uns klar, daß nach dem Erlaß des Zaren die Kriegsgefangenen bei Ausübung ihrer religiösen Pflichten nicht behindert werden durften, aber von dem nicht arbeiten an Sonntagen sei keine Rede. Hier half uns der österreichische (polnische) Offizier auf die Fährte. Er sagte: „Es ist am besten, wenn ihr des Sonntags in einer Baracke eine Gebets- und Gesangstunde abhaltet. Da ihr in der Mehrzahl Protestanten seid, werden die Russen euch ohne weiteres glauben, daß dieses in eurem Glauben so Brauch ist“. Dieses Mittel zog. In der ersten Zeit wurde jeden Sonntag in der Früh in dieser Weise Gottesdienst abgehalten. Die Russen ließen uns dann ungeschoren. Nach und nach schief allerdings die Sache ein. Wir hatten aber unser Ziel erreicht. Auf dieser Schleuse hatten wir jetzt jeden Sonn- und Feiertag frei. Als die Russen uns näher kennenlernten, faßten sie auch allmählich mehr Vertrauen zu uns. In der ersten Zeit sah man in uns nur die deutschen Teufel. Es besserte sich also auch langsam unsere Lage. Als das Frühjahr kam, wurden wir auch des Ungeziefers Herr. In den Wintermonaten wurde jeden Abend eine Stunde gelaust. Diese Tierchen schwanden sobald die Wärme kam. Es stellten sich aber andere Quälgeister ein. Besonders gab es Flöhe haufenweise. Diese scheinen in Rußland im Boden zu wachsen. Jeden Tag fand man in der Decke und im Mantel 100 und mehr von diesen Blutsaugern. An den hölzernen Vorbauten unserer einfachen Erdbaracken klebten tausende von gedrückten Flöhen. Mittlerweile war bei uns in Südrußland die Kraft der Sonne stärker geworden und wir freuten uns auf

den kommenden Frühling. Doch wir wurden enttäuscht. Schon in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März mußten wir plötzlich aufstehen und Schutz in dem höher liegenden Sägewerk vor dem plötzlich hereinbrechenden Hochwasser suchen. Mann an Mann lagen wir, um uns gegenseitig zu wärmen, auf dem durchlöcherten Fußboden. Der kleine Weber und ich bildeten mal wieder, wie früher im Winter so oft, einen russischen Doppeladler. Da am anderen Morgen das Wasser fiel, konnten wir wieder in die Baracke zurückgehen. Mit allem Habe beladen zogen wir uns in unsere alte Behausung zurück. Mich warf der Sturmwind bei dieser Begebenheit noch mit Sack und Pack ins Wasser. Es waren mir nun nicht allein die Kleider naß, sondern mein Bett war auch im schmutzigen Donwasser getauft. Es war ein Glück, daß wir auf dieser Schleuse Brennmaterial genug hatten und so konnte auch dieser Schaden mit etwas Geduld behoben werden. Dieses eintägige Hochwasser, wenn ich es so nennen soll, war nur ein kleines Vorspiel von dem eigentlichen großen Hochwasser. Letzteres setzte einige Zeit später ein und dauerte wohl vier Wochen. Sobald in Nordrußland Tauwetter eintritt, schwillt langsam und stetig der Don. Wir mußten frühzeitig unsere Erdhöhlen verlassen. Der größte Teil meiner Kameraden wurde untergebracht in einem Kohlenschuppen auf der sog. größeren Aufschüttung. Meine Gärtnerkolonne hatte sich auf dem Boden des Pferdestalles häuslich eingerichtet. Auch für mich hatte man ein Plätzchen dort reserviert. Doch mein Freund Baumann, Axthelm und Trabas hatten sich frech im Badehaus der russ. Beamten einlogiert. Selbige luden mich ein, auch dort hinzukommen. Gern leistete ich der Einladung Folge. Auch unser lb. Genosse Bentel aus Königsau kam noch hinzu. Trotz der ärmlichen Verhältnisse beschlich uns ein gewisses Wohlbehagen, denn wir fühlten uns so unter uns alleine. Von den Kosaken sahen wir selten einen, ein Umstand, der schon beruhigend auf uns einwirkte. Wir konnten unser Leben etwas selbständiger und, trotzdem wir nur auf eine kleine Insel angewiesen waren, freier einrichten.

Unser Tageslauf war etwa folgender:

Des Morgens besorgte unser treuer Kalfakter Trabas den Tee. Wenn wir noch gähmend auf den Badebänken lagen, kam er schon mit diesem unvermeidlichen russischen Getränk von der anderen Insel, wo unsere übrigen Kameraden wohnten, mit den Worten: „Guten Morgen die Herren. Ich habe einen ganz brillanten Tee“, weckte er auch den letzten Schläfer auf. Eine natürliche Folge hiervon war, daß er mit allerlei Kosenamen empfangen wurde. Doch jetzt war es Zeit für uns, wir mußten aufstehen. Nachdem man sich angekleidet, wurden die Strohsäcke zusammengerollt, damit wir Platz zum Sitzen hatten. Unser Tisch, eine Bretterkiste, wurde heran geschleppt, und der Tee konnte serviert und getrunken werden. Dann ging ein jeder an seine Arbeit. Die anderen Arbeitskolonnen konnten sich dieses nicht leisten. Wir waren nämlich ohne Posten und ohne Vorarbeiter. Ich ging zu meinen Gärtnern und Zimmerleuten. Manchmal mußte ich meine ganze Überredungskunst anwenden, um dieselben erst bei die Arbeit zu kriegen, ob sie was schafften war eine andere Frage. Denn auch sie hatten russische Wirtschaft schon begriffen. Trotzdem sah man, daß unsere Arbeit Erfolg hatte. In den Frühbeeten wurde es schon lebendig. Mitte April hatten wir die ersten Radieschen und die ersten Blumen. Der russ. Ingenieur freute sich über die ersten Produkte sehr. Zum Dank für meine Tätigkeit nahm er mich am 17. April 1915 mit nach Konstantinowskaja. Auch mein Freund Baumann konnte mitfahren. Schnell ließen wir uns rasieren, denn seit ungefähr 14 Tagen war ein Rasiermesser bei uns eingetroffen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir alle Vollbärte) und dann stiegen wir ins Motorboot und fuhren nach Konstantinowskaja. Nach Monaten sah man mal andere Bilder, welches ein Gefühl. Baumann und ich durften uns in K. frei bewegen. Als wir unsere Einkäufe besorgt hatten, begaben wir uns zu der Wohnung des Ingenieurs (nebenbei

bemerkt, dessen Frau hatte ihren ständigen Wohnsitz dort). Wir wurden durch einen weißen Salon ins Eßzimmer geführt. Wir kamen uns sehr ärmlich vor, als wir uns mal wieder in einem zivilisierten Hause befanden. Dann wurde das Mittagessen aufgetragen. Es bestand aus folgendem: Kapustasuppe, Rindfleisch und Kartoffeln; Fisch und Kartoffeln u. Gurken, ferner eine Art Pudding mit Milch, zum Schluß Tee mit Zitronen. Das Eßbesteck war Solinger Ware. Wir machten die Frau des Hauses darauf aufmerksam. Letztere, die eine echte Russin war, sagte uns: „Wenn ich vorher gesehen hätte, daß das Besteck deutsches Fabrikat ist, so hätte ich Ihnen dieses nicht vorgelegt“. Die Unterhaltung wurde zum größten Teil in deutscher Sprache geführt. Gegen 4 Uhr mußten Baumann und ich wieder abfahren. Der Ingenieur blieb zurück. Wir setzten uns als die Herren in die niedliche Kajüte und fuhren in gehobener Stimmung der Schleuse zu. Natürlich mußten wir bei unseren Kameraden unser Erlebnis erzählen. Vom Krieg hatten wir allerdings wenig erfahren. Wir hörten nur in K., daß in Frankreich und Polen sich nichts Bedeutendes ereignet habe, aber in den Karpaten fänden heftige Kämpfe statt. Am Dienstag, den 20. April (15) verließen 150 Kameraden die Schleuse. Die Kranken kehrten 2 Tage später zurück. Die übrigen kamen nach Schleuse 1. Unter diesen waren: Fitzner, Weber und Heidenreich. Mit wehem Herzen nahmen wir Abschied von unseren Gefährten. Man hatte die Gedanken: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen“. Jetzt will ich einige Notizen aus meinem Tagebuch folgen lassen.

Am Donnerstag den 29. April (15). Wetter windig. Das Hochwasser steigt noch. Es geht die Parole, daß die Russen mit den Türken Frieden gemacht haben. Am folgenden Tage wurde dieses von dem Assow, einem Russen, bestätigt. Nun war es sicher, daß diese Parole auf „Wahrheit“ beruhte.

Am Samstag, den 1. Mai (15) . Wetter sehr stürmisch. Können mit dem Kahn nicht zum Mittagessen fahren.

Sonntag, den 2. Mai (15) schreibe nach Hause. Wetter besser. Konstantinopel soll gefallen sein. Das Hochwasser fällt.

Montag, den 3. Mai. Wetter wunderbar. Abends eine kleine Kahnfahrt. Ein Berliner spielt die Geige und ein Magdeburger die Balaleika (russ. Mandoline). Heimatliche Gefühle regen sich in uns.

Dienstag, den 4. Mai. Hochwasser fällt zusehends. Vom Krieg hört man: An der deutschen Front Ruhe. Kämpfe in den Karpaten und an den Dardanellen, ferner im Kaukasus. Hier befehligt von der Goltz. Am Bosphorus Liman Sanders.

Mittwoch, den 5. Mai. Wetter stürmisch und kalt. Im Bett gefroren. Es geht die Parole, daß die Russen Konstantinopel erobern wollen. Die Engländer sollen einen Teil der Dardanellen erobert haben.

Am Freitag, den 7. Mai war großer Streik. Der Posten Kupfernase (bei uns hatten die Wachmannschaften einen ihrem Äußeren oder Benehmen entsprechenden Namen von uns erhalten) einen Kameraden geschlagen. Wir forderten die Entlassung des K. auch forderten wir das Geld, welches wir vor Monaten zum Einwechseln abgegeben hatten, zurück. Die erste Forderung drang durch. Der Kosak wurde entlassen. Einige Wochen später erhielten wir auch unser Geld zurück.

Es würde zu weit führen, wollte ich jeden Tag beschreiben. Der Einfachheit wegen gehe ich wieder zum allgemeinen Bilde über.

Wir, 6 Mann, führten auf der sog. Ingenieur-Insel das Leben eines Robinson. Noch ein zweites Mal lieh uns der russ. Techniker Ivan Iwanowitsch einen Kahn und wir fuhren einige km weit hinaus zu der sog. grünen Insel. Wie staunten wir, als wir hier das üppige Grün und die vielen bunten Blumen sahen. Hier sah man, daß der Mai wirklich gekommen war. In unserer Einöde sah man nur das Fleckchen Land mit den paar Holzhäusern und nur Wasser und immer nur Wasser. Auf der Rückfahrt von der grünen Insel kam uns eine Kosakenbande entgegen gefahren, welche

uns nach Kosakenart in Empfang nahm. Beinahe hätten wir mit den krummen Kosakensäbeln Bekanntschaft gemacht, doch der Baumann überzeugte die Gesellschaft schließlich, daß wir die Erlaubnis zu dieser Fahrt von dem russ. Techniker hätten. Angekommen auf unserer Insel wurde schnell unter freiem Himmel ein Tee gebraut und für jeden ein Hühnerei gekocht. Hierzu wurde Schwarzbrot gegessen und unser Abendessen war fertig. Darauf zogen wir uns in unsere Gemächer zurück. Mittlerweile kam das Pfingstfest heran. Am Mittwoch vor Pf., diesem schönen Feste dachte ich ein Jahr zurück. Was ich für Gedanken hatte, brauche ich wohl nicht erwähnen (1 Jahr vor der Hochzeit meines Bruders). An dem Samstag vor Pfingsten fuhr ich mit meinem Batteriekameraden Klein auf den Don zum Fischen. Wir hatten innerhalb 2 Stunden mit einem Netz 105 Fische gefangen. Die Hälfte mußten wir an den Kutscher des Ingenieurs abgeben, denn dieser hatte uns das Netz geliehen. Den Rest erhielten wir. Natürlich folgte großes Fischessen. Den ersten Pfingsttag erlebten wir still in unserer Hütte. Am zweiten Festtage luden uns die Russen zum Ball ein. Unsere beiden bekannten Spielleute lieferten die Musik, 2 hübsche blonde Russinnen und eine junge russische Frau waren unsere Tänzerinnen. Wir mußten in unseren langen Stiefeln uns sehr abmühen. Daß bei einer solchen Feier in uns keine Stimmung aufkam, ist ganz selbstverständlich. In dieser Zeit hatten wir wunderbares Wetter. Jedoch mit dem schönen Wetter kamen allerlei Insekten, die uns unser Los noch erschwerten. Die Läuse waren wir losgeworden, aber die Flöhe wuchsen aus dem Boden. Jeden Mittag war großes Jagen. Letzteres durfte nicht versäumt werden, sonst konnte man des Nachts nicht schlafen. Zu den Flöhen gesellten sich nachher noch die sog. Gelsen. Diese Mücken mit den langen Beinen, die man auch stellenweise in Deutschland hat. In Südrußland sind dieses ganz böse Tiere. Trotzdem wir die Baracken ausräucherten waren wir gezwungen, uns kleine Kästchen zu bauen, in dem so gewöhnlich ein Mann liegen konnte. An einem Ende war dann eine Klappe oder ein Sack angebracht, der den engen Raum dicht von der Außenwelt abschloß. Einige Kameraden hatten auch Löcher in der Erde, die nach oben dicht abgeschlossen waren. Wer über solchen Käfig nicht verfügte, mußte sich elend zerstechen lassen. Man konnte hinkriechen, wo man wollte, überall fanden diese Tierchen ihre Opfer. Mich hatten diese Quälgeister mal so sehr mitgenommen, daß ich am Kopf Beule an Beule hatte. Da wir aus dem Badehaus ausziehen mußten, konnte ich meine Schutzvorrichtung nicht so schnell anbringen. Ich hatte mich auf das Dach der Baracke gelegt, weil ich in dem Glauben war, der Luftzug würde den Tieren nicht gestatten, mich da oben zu quälen. Drei Tage hatte ich an meinen Beulen zu kratzen, denn das Jucken war fürchterlich. Auch hatten wir sehr unter den fliegenden und gewöhnlichen Ameisen zu leiden, natürlich durfte die liebe Fliege in der Baracke auch nicht fehlen. Es war gut, daß wir in dieser heißen Zeit noch von früherer Gesundheit und Kraft zehren konnten, sonst wären die Krankheiten bei uns in jener Zeit schon häufiger gewesen. Auch der Umstand, daß die Verpflegung etwas besser wurde, machte uns widerstandsfähiger. Zu erwähnen hätte ich noch, daß in dieser Zeit die Kriegserklärung Italiens an Österreich fällt. Am 28. Mai erfuhren wir dieses. Es traf uns diese Nachricht sehr schwer, denn unsere Hoffnung, bald nach Hause zu kommen war wieder dahin. Von der Front hörten wir, daß große Kämpfe in Galizien wären. So lebten wir den Sommer im steten Schwanken und Wanken dahin. In dieser Zeit und zwar am 6. Juli 1915 bekam ich von meinem Bruder Ludwig das letzte Lebenszeichen in Gestalt einer Karte. Mein Bruder schreibt vom baldigen Wiedersehen, doch seine Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Wir wurden allmählich in unseren Hoffnungen bescheiden, denn wir rechneten damit, daß wir vor dem Winter unsere lb. Heimat nicht wiedersehen würden. Am Montag, den 26. Juli (15) mußten wir unsere Behausung verlassen und in die Baracke zu den anderen Kameraden zie-

hen. Ungern verließen wir unsere Blockhütte. Der russische Ingenieur stellte uns jedoch Bretter und Nägel zur Verfügung, so daß wir uns in der Baracke Nr. 17 ein Zimmerchen einrichten konnten. Nach unseren Verhältnissen wurde selbige sehr schön ausgestattet. Die Wände wurden mit Tapeten verklebt. Natürlich waren diese Tapeten nur Zeitungen. Letztere erfüllten ihren Zweck sehr gut, denn die Hauptsache war, daß niemand durch die Risse u. Ritzen in unsere Logen schauen konnte. Als wir sogar eine elektrische Flamme erhielten, hatten wir in Bezug auf Wohnung keine Wünsche mehr. Nach einigen Tagen sahen wir uns gezwungen, trotz des kleinen Raumes unseren Kameraden Junski, der bisher in dem Krankenhaus tätig war, noch in unseren Verein aufzunehmen. So wohnten wir dann jetzt zu viert in dieser kleinen Bude. (Baumann, Axthelm, Junski u. ich). Die beiden ersteren gingen tagsüber zum Büro. Wir beiden letzteren arbeiteten selbst nicht. Unsere Hauptaufgabe war für die Zufuhr des Magens zu sorgen. Ich hatte die Kasse, wie auch schon früher, und besorgte die Einkäufe. Des Abends wurden gewöhnlich Bratkartoffeln gemacht. Dazu gab es auch wohl Pfannkuchen, Klopse, oder Fisch. Ja, es gab auch wohl einen Gänsebraten. In dieser Zeit kamen nämlich große Scharen dieser Kochgeschirrkandidaten zu uns. Bekanntlich liefen die vor dem Kriege am Don herrenlos umher, bis zum Herbst. Im Herbst 1915 werden sich die Kosakenfrauen wohl gewundert haben, daß ihre Gänse nicht zurück kamen. Auf unserer Schleuse sind wohl 3 bis 4 Hundert Stück vertilgt worden. Hinter einer jeden Baracke waren einige Kochlöcher und die Schlosser, die im Maschinenhaus arbeiteten, lieferten die Bratpfannen. Am 6. August (15) hörten wir, daß Warschau von den Deutschen genommen. Obschon die Russen mal wieder böse Gesichter machten, hatten wir doch keine Nachteile in der Verpflegung wegen dieses unseren Sieges. Als der Herbst ins Land zog, mußten auch Junski und ich Abschied nehmen von unseren Kameraden auf Schleuse 3. Ein Dampfer brachte uns mit anderen Kameraden von Schleuse 4 nach Schleuse 1. Hier traf ich auch meinen alten Bekannten Hermann Weber wieder. Letzteren hatte ich es zu verdanken, daß ich mich in den ersten Wochen vor der Arbeit drücken konnte. Doch auf die Dauer wurde man bekannt und man mußte schwer mit arbeiten. Ja, auf dieser Schleuse habe ich arbeiten gelernt. Es waren traurige Zeiten, die ich habe mitmachen müssen. Sogar die Prügelstrafe war hier noch Gesetz. Bei kleinen Vergehen erhielt der Kriegsgefangene 25 Schlag auf den nackten Hinterteil seines Körpers, der keinen anständigen Namen führt. Viele waren bei dem 7ten oder 8ten Schlag schon besinnungslos. Bei diesen Verhältnissen ist es leicht erklärlich, daß wir uns in keiner beneidenswerten Lage befanden. Denn bei dieser Behandlung mußten wir auch noch abwechselnd eine Woche am Tag, die andere bei Nacht arbeiten. Daß man bei Gelegenheit von den Kosaken oder sogar von dem Ingenieur einen sanften Backenstreich erwischte, war an der Tagesordnung. Auch die Verpflegung ließ sehr zu wünschen übrig. Als wir auf der Schleuse ankamen waren weder Türen noch Fenster in den Baracken. Da die Dächer, die bis zum Erdboden reichten nicht mit Erde beworfen waren, pfiff der Wind durch alle Ritzen. An den ersten Abenden haben wir uns mitten in der Baracke ein Feuer angelegt. Wir mußten ja wohl vor Rauch platt auf dem Bauch liegen, aber die kalten Herbstnächte konnten uns nicht so leicht etwas anhaben. Doch diese kleinen Übel wurden bald beseitigt. Als wir uns selbst unsere Erdhöhlen so etwas wohnlich eingerichtet hatten, rissen uns die Kosaken unsere Einrichtungen von den Wänden und zerschlugen alles, was zerbrechlich war. Wir hatten schließlich nur noch unsere Britsche. Am Kopfende des Strohsackes hatte man seine Habseligkeiten liegen. Als die Mäuse merkten, was los war, leisteten sie uns Beistand im Verzehren unserer Vorräte. Oben erwähnt ist die Nacharbeit. Ich für meine Person hatte das Glück, zu einer Kolonne zu kommen, die nur bei Tag arbeiten konnte. Jedoch habe ich mal ungefähr 8 Tage des Nachts

gearbeitet. Ich kann nur das eine sagen, es war für mich langsamer Mord. Ich glaube es waren die Tage zwischen unserem Weihnachten und Neujahr. Man denke sich in Rußland an einem Flußbett bei starken Winde im russischen Winter arbeiten. Es wurde zwar Feuer angemacht, aber man hatte kaum Zeit sich mal zu erwärmen. Ich habe jetzt noch so meine Gedanken, wenn ich mich daran erinnere, wie wir mit Lumpen unwundenen Köpfen in der Baugrube an der Arbeit waren. Jedoch waren die Kriegsgefangenen in dieser Zeit im allgemeinen gesundheitlich noch auf der Höhe. Todesfälle waren selten. ² Ich erinnere mich noch sehr gut, als wir den ersten Toten, einen Deutschösterreicher, begruben. Seit der Typhusepidemie im Jahre vorher war kein Todesfall vorgekommen. (Es waren damals circa 200 Mann auf der Schleuse). Jetzt war die Zahl ungefähr 1800. So ging auch der Winter 1915/16 dahin. Im März 16 gingen mehrere Transporte zum Donez in die Steinbrüche. Auch ich war bei diesen Leuten, die man gern los sein wollte. Durch Zufall kam ich bei den letzten Transport. Mit unseren Habseligkeiten beladen zogen wir los. Doch trat Tauwetter ein. Mit Müh und Not kamen wir bis Konstantinowskaja (18 km von der Schleuse entfernt). Dort war natürlich für uns keine Unterkunft. Wir erhielten kein Essen und nichts zu trinken. Der Durst quälte mich schrecklich. Nachdem wir stundenlang auf dem Marktplatz gestanden, führte man uns in einen zerfallenen Bretterschuppen. Als ich eine Kosakin um einen Trunk Wasser gebeten, den letztere mir bereitwillig gab, legte ich mich zu meinen Leidensgenossen auf die Britsche. Wir krochen alle dicht zusammen, um uns gegenseitig zu erwärmen. Am folgenden Morgen standen wir mit zerschlagenen Gliedern auf. Nun hieß es, wohin mit uns. Das Tauwetter war mit solcher Stärke aufgetreten, daß wir an das Weitermarschieren nicht denken konnten, denn wir mußten durch sumpfiges Gebiet. Nach stundenlangen Überlegen wurde der Rückmarsch zur Schleuse angetreten. War uns der Marsch nach Konstantinowkaja schwer geworden, so wurde uns der Rückmarsch zur Schleuse Nr. 1 zur Höllenqual. Bis über die Knöchel waten wir im Schlamm. Manchmal dachte man, jetzt ist Schluß, weiter geht es nicht. Trotz dieser Mühsalen erreichten wir am Abend unsere verwünschte Arbeitsstätte wieder. Wir hatten 48 Stunden vorher die Hoffnung uns zu verbessern und jetzt ging es in das alte Elend zurück. Bei meinem lb. Freund Fritz Frohmüller war die Freude groß, als ich des Abends in seine Baracke kam. Er hat mich gut bewirtet, alles was ein Kriegsgefangener damals an Mundvorräten hatte, wurde aufgetischt. Ja, heute denke ich noch gerne an Fritz Frohmüller zurück. Er war ein wirklicher Freund auch in den traurigsten Tagen hat er mich nicht verlassen. Manches Abendbrot, das er bereitete haben wir gemeinsam verzehrt. Was ich an ihm gehabt habe, konnte ich damals schon recht begreifen, da mich in meinen trüben Tagen die anderen anscheinend besseren Freunde alle verließen. Sogar Junski, der mir in einer gewissen Zeit Treue geschworen, zog sich immer mehr zurück. Warum, weil ich mich auf dieser Schleuse nicht mit verschiedenen anderen, die mir unsympatisch waren, verstehen konnte. Letzteren war es aber nachher gelungen in eine bessere Stellung hinein zu rutschen. Da ich nun keine Vermittler hatte, saß ich mit meiner Weisheit allein. Ich war nun auf dieser Schleuse, wie im Anfang alle, gewöhnlicher Arbeiter und es hielten deshalb verschiedene deutsche Kameraden sich zu hoch, um mit uns (wir waren mit mehreren von dieser Sorte) zu verkehren. Früher hatte man mich mal nötig gehabt; jetzt, wo die Verhältnisse umgekehrt lagen, hatte man die erwiesenen Wohltaten bald vergessen. Nun zum alten Thema zurück. Mittlerweile kam der Mai 1916 und mit ihm das Hochwasser. Ich habe während dieses schönen Monats nicht gearbeitet. In den ersten Tagen bekam ich die Malaria. Ich logierte mich sofort bei meinen Freunden Fritz Frohmüller u. Adolf Breuer (Deutschböhme)

² später waren Todesfälle an der Tagesordnung

auf Baracke 21 ein. Von diesen beiden Sanitätern wurde ich sehr gut gepflegt. Da ich gerade Geld von zu Hause bekommen hatte, konnte ich, als ich auf der Besserung war, etwas zusetzen, sodaß ich mich gut von der Krankheit erholte. Meine beiden Freunde sorgten dafür, daß ich nicht zu früh aus dem Lazarett entlassen wurde, denn auf die schwere Arbeit war ich nicht scharf, die schmeckte mir auch gar nicht. In der Zeit meiner Krankheit war das Hochwasser. Da ich im Lazarett lag, hatte ich sehr wenig davon gemerkt. Meine Kameraden drückten sich zum großen Teil auf den Böden der massiven Häuser rum, wo es wieder Ungeziefer in Menge gab. Schon während des Hochwassers und nach demselben traten die Krankheiten wieder sehr stark auf. Der Skorbut, den wir bisher nicht gekannt hatten, trat hufenweise auf. Trotzdem der russ. Ingenieur große Krankentransporte nach dem Donez abschob, liefen bei uns auf der Schleuse hunderte umher, die an dieser Krankheit litten. Wurde dieselbe frühzeitig erkannt und dagegen gebraucht, so kamen die Leute meistens wieder durch, wie auch bei der Malaria. Wenn aber eine Krankheit noch hinzu kam, dann war den Armen nicht mehr zu helfen. Die jetzige Zeit war für uns sehr böse. Wir mußten Sonntag und Werktag arbeiten und vor allen Dingen sah man vorläufig jede Hoffnung auf Frieden schwinden. Seelisch litten wir in jener Zeit bei diesen trüben Aussichten unbeschreiblich. Unser einziger Trost war, daß man sich etwas Lebensmittel kaufen konnte. Die Preise zogen auch in Rußland schon an, aber die Kosaken hatten noch in Menge und verkauften gern an uns. In der Nähe der Schleuse fand jeden Morgen ein regelrechter Bazar statt. Daß sich bei diesen Lebensverhältnissen bei uns einige fanden, die auf unehrliche Weise in den Besitz von Lebensmittel brachten, ist ganz erklärlich. Wir hatten z.B. auf unserer Baracke einen ganz geriebenen Gauner. Derselbe stahl mal an einem Abend einem russ. Vorarbeiter einen ganzen Schinken und der Kosakenwache aus dem Vorbau des Wachlokals eine ganze Schweineschulter. Beide Teile wurden vorläufig in der Baracke hinter dem Ofen vergraben und nach ein paar Tagen gab es großes Essen für alle Leute auf der Baracke, die kein Geld hatten. An den Ostertagen, die bekanntlich in Rußland die größten Feiertage sind, stahl derselbe Kriegsgefangene einer Russin die Ente aus der Bratpfanne vom Herd. Ich könnte Dutzende von Beispielen dieser Art anführen, doch ich muß zum allgemeinen übergehen. Der russische Sommer, der gleich nach dem Hochwasser (im Dongebiet) kräftig einsetzt war bei uns wegen der vielen Krankheiten und Todesfälle viel gefürchteter als der Winter, obschon letztere auch sehr kalt sind. Am 2. Juli abends 9 Uhr starb mein Batteriekamerad Nicolaus Klein aus Tiffen bei Dillingen. Derselbe hatte sich einen Nagel in den Fuß getreten. Es entstand eine Blutvergiftung und infolge dessen starb er. Am letzten Weihnachtsfeste, als wir am hl. Abend grübelnd auf unserer Britsche lagen, war er es, der plötzlich anfang zu singen: „Stille Nacht etc.“ Die ganze Baracke stimmte mit ein. An diesen Abend hatte er sicher nicht daran gedacht, daß er am folgenden Weihnachtsfeste in kühler Erde ruhen würde. Da ich nun gerade beim Friedhof bin, so will ich in Kürze eine Beerdigung, wie sie gewöhnlich bei uns stattfand, beschreiben. Wenn jemand gestorben war, so war das Begräbnis möglichst bald. Gewöhnlich am folgenden Tage. Es traten dann die Kameraden in Reih und Glied an. Die Leiche wurde abgeholt und still ging es zum Friedhof. Dort wurden gewöhnlich von den Deutschen (Deutsche und Deutschböhmen) zwei Lieder gesungen. Wurde ein Ungar beerdigt, so sang auch der ungarische Gesangsverein ein Lied. Wenn der Verstorbene katholisch war, so betete gewöhnlich ein ungarischer Lehrer das „Misere“. Die Lieder wurden vierstimmig vorgetragen und gaben somit der Begebenheit einen feierlichen Anstrich. Dieses war gewissermaßen auch der einzige Gottesdienst, den wir kannten. Haben wir doch bis zu dieser Zeit keinen Priester unseres Glaubens gesehen und die russischen kümmerten sich um uns nicht. Ein einziges Mal hatten wir während der 2½ Jahre, die ich im Don-

gebiet verlebt habe, Gelegenheit, eine hl. Messe beizuwohnen. Am Samstag nach Allerheiligen (1916) kam ein römisch kath. Geistlicher von Rostow und las in einer Baracke eine hl. Messe. Nach dem Gottesdienst hat derselbe auch die Gräber auf dem Friedhof eingesegnet. Mittlerweile kam wieder der Winter heran. Der Hochsommer hatte uns mehrere Todesfälle infolge der ausgebrochenen Typhusepidemie gebracht. Jedoch mit der kommenden kälteren Jahreszeit ließ diese Seuche nach. Nur eine Krankheit, den sog. Nachtnebel habe ich noch zu erwähnen. Dieselbe hat denselben Urheber wie der schon erwähnte Skorbut. Diejenigen, welche diese Krankheit bekamen, konnten bei der Dämmerung und in der Dunkelheit nicht sehen. Es waren s.Zt. ungefähr 500 Kranke dieser Art bei uns. Also bei unseren 1800 Mann eine ganz beträchtliche Anzahl. Oft konnte man beobachten wie Nachtnebelkranke des Nachts und des Abend ihre Baracke nicht finden konnten. Zur Arbeitsstätte ging es gewöhnlich per Arm, ebenso natürlich, wenn man von der Arbeit zurückkehrte. Die beiden Krankenbaracken wurden natürlich nie leer, trotzdem die Jahreszeit mit dem kommenden Winter für uns gesundheitlich günstiger wurde. Bevor ich weitergehe, will ich versuchen unseren Gemütszustand in etwa zu schildern.

Unsere Stimmung war folgende:

An Stelle des Jammerns nach Hause war eine gewisse Gleichgültigkeit getreten. Die Sehnsucht nach der Heimat wurde durch die schlechten Aussichten in Bezug auf Schluß des Krieges zurück gedrängt. Mit der Zeit hatte man sich an vieles, ohne daß man es merkte, gewöhnt. Auch die Berichte von den Kriegsschauplätzen regten uns nicht mehr zu sehr auf, denn durch die vielen widersprechenden Nachrichten waren wir dahin gebracht, daß wir nur noch sehr wenig glaubten. Da nun die schlechte Behandlung sich etwas besserte und auch die Arbeitszeit kürzer wurde, so kam bei den Gefangenen unwillkürlich das Bestreben auf, sich anderweitig Kurzweil zu verschaffen. Die beiden Gesangvereine übten fleißig ihre Lieder. Ja, es entstand sogar eine regelrechte Kapelle (12 Mann stark). Einige geschickte Ungarn bauten die Geigen dazu. Bei schönem Wetter fand im Freien des Sonntags oft Konzert statt. Die Tanzlustigen konnten bei dieser Gelegenheit ebenfalls ihre Künste zeigen. Bei diesen Veranstaltungen waren die Kosaken natürlich aus Neugierde immer sehr stark vertreten. Auch an den hohen Festen merkte man die Stimmung. In den ersten Jahren der Gefangenschaft fühlten wir so recht den Unterschied zwischen einst und jetzt, aber nach und nach wurde man auch für diese Feste gleichgültig. Unsere Umgebung und die schlechten Aussichten (wie schon erwähnt) auf Frieden hatten allmählich eine ganz gleichgültige Stimmung in uns erweckt. So kam der Winter 1916/17. Es ging das Gerücht, daß wir fort von Schleuse Nr. 1 sollten. Nachdem monatelang davon geredet, wurde die Sache wahr. Viele Transporte gingen ab. Ziel war meistens unbekannt. Am 2. Februar 1917 kam ich mit mehreren Bekannten nach Schleuse 2. Obgleich unser Marsch nur 18 km weit war konnte man des Abends allerlei sehen. Viele Kameraden waren nicht imstande weiter zu marschieren. Infolge der mangelhaften Fußbekleidung hatten dieselben sich die Füße wund gelaufen oder sie waren infolge der schlechten Ernährung dermaßen entkräftet, daß sie gefahren werden mußten. Des Abends kamen wir auf Schleuse Nr. 2 an. Feuchte, leerstehende Baracken wurden uns als Wohnung angewiesen. Ich hatte das Glück, mit mehreren guten Bekannten zusammen zu kommen. Erwähnen möchte ich hier meinen treuen Gefährten Joh. Wendel aus Bosnien, Carl Weber u. Gottlieb Putschke beide aus der Buckowina, Mich. Bollerich aus Südungarn, August Eckert und Joh. Slabi aus Wien, Michel Gotrein aus Tirol, Alois Scholz u. Jacob Miletitsch, beide eingewanderte Wiener, Carl Göllhuber aus Linz, Hans Trost und Wilh. Lange aus Pommern etc. Gleich in der ersten Nacht regnete es uns in die Baracke. Da der Ofen zerbrochen war, konnten wir nicht heizen.

Man kann sich in Gedanken das weitere selbst ausmalen. Als endlich der ersehnte Tag anbrach, sahen wir unserer Villa gegenüber eine andere leerstehende Baracke. Da nun diese für besser befunden wurde, zogen wir ohne weiteres um. Kurz darauf kamen die Kosaken und riefen zur Arbeit. Alle mußten antreten. Ich kam zu einer Kolonne, die Holzstämme u. Bohlen tragen mußte. Die Posten trieben andauernd an. Es war unerträglich. Ich predigte meinen Leidensgenossen Ruhe. Der Kosak drohte mir einige male mit der Knute. Doch so etwas fürchteten wir nicht mehr, hatten wir doch auf Schleuse 1 andere Auftritte erlebt. Plötzlich kam ein Russe über den Wall gesprungen und ohne, daß ich eine Ahnung hatte versetzte er mir einige Schläge ins Gesicht. Wütend ließ ich die Bohle, die wir gerade zu Zweien trugen, fallen und griff nach einem dicken Stein, der leider fest gefroren war, um auf den Russen los zu gehen. Als ich etwas weiter lief, um einen Knüppel zu holen verschwand der Russe wieder. Hätte ich im ersten Augenblicke irgendeinen passenden Gegenstand zur Hand gehabt, so hätte ich den Russen verhauen und mich vielleicht unglücklich gemacht. Nachher war ich froh, daß ich mich nicht verteidigen konnte, denn unter Umständen konnte es mir sehr schlecht ergehen. Als Kriegsgefangener war man ja vollständig rechtlos. Doch auch dieser Tag verging. Am anderen Morgen hatte ich die Kriegslage gleich besser überschaut. Infolge meiner damals allerdings noch geringen Kenntnisse in der russ. Sprache merkte ich, daß ein Vorarbeiter einige Leute zum Wassermessen haben wollte. Gleich war ich dabei. Denn dies war doch leichter als arbeiten. Auch hatten wir keinen Kosaken mit Revolver, Säbel und Knute bei uns stehen. Wie aus dem Gesagten ersichtlich, war die Behandlung auf der Schleuse Nr. 2 schlecht. Auch die 25 auf den Allerwertesten (eine in Rußland früher allgemeine militärische Strafe) waren hier noch an der Tagesordnung. Letzteres mußten gleich in den ersten Tagen einige von uns am eigenen Leibe erfahren. Jedoch mir erschien plötzlich ein Rettungsstrahl. Es war nämlich von der Regierung (Ukas des Zaren) die Verfügung auf der Schleuse angelangt, daß die Einjährigen und Unteroffiziere nicht zur Arbeit herangezogen werden könnten. Schnell wurde die Sache von den Leuten, die es anging, besprochen. Es wurde eine Abordnung zum russ. Ingenieur gesandt, die demselben unsere Angelegenheit vortrug. Der russ. Ingenieur wollte natürlich unserem Wunsche nicht willfahren. Da nun der österreichische Offizier uns auch unterstützte, traten wir in den Streik. Nach längeren Verhandlungen am anderen Tage erhielt ein jeder von uns das Amt eines sog. Barackenkommandanten. Auch ich hatte 2 Baracken zu übernehmen. 2 Tage ging die Sache gut. Als wir dann auch noch den Barackendienst übernehmen sollten, traten wir wieder in den Ausstand. Die Kosaken ließen uns merkwürdigerweise in Ruhe. Und dies genügte uns vorläufig. In diesen Tagen traf ich auch meinen alten Bekannten Emil Barth wieder. Letzterer war aus dem Lazarett entlassen. Trotzdem er Invalide war, sollte er arbeiten, weil er durch sein Auftreten etwas unbeliebt war bei dem Ingenieur. Als wir nun 14 Tage nicht gearbeitet hatten, mochte der Ingenieur wohl denken: „Diese Leute verderben mir die Arbeiter auf die Dauer mit“. Er erließ deshalb den Befehl, uns sofort auf den 7 km entfernten Steinbruch, sog. Cariere Nr. 3 zu bringen. Dort waren schon Invaliden und Arbeitsmüde (Einjährige u. Unteroffiziere) untergebracht. Groß war die Freude als wir diese Nachricht erhielten. Trotz des schrecklichen Schneewehens brachen wir am Fastnacht Samstag auf und gelangten nach ungefähr 3 Stunden auf Cariere 3 an. Hier gab es wieder neue Gesichter. Die Kriegsgefangenen wohnten größtenteils nach Nationen getrennt. Da nun mein Freund Junge (Deutschböhme) zu den Österreichern und Ungarn auf Baracke Nr. 17 zog, so entschloß ich mich, auch dort hinzuziehen. Später habe ich dieses niemals bereut. Der Ostpreuße Lentins und ich waren die einzigen Reichsdeutschen auf dieser Baracke. Die Österreicher und Ungarn waren sehr zuvorkommend und benahmen sich uns gegenüber sehr nobel. Bei den deutschen

Kameraden hätten wir ein solches Benehmen sicher nicht gefunden. Unsere Baracke war ungefähr mit 20 Mann belegt. Ein Mann hatte jeden Tag Stubendienst. Selbiger mußte dann die Baracke sauber halten, das Mittagessen holen und ebenso das Wasser aus einem Brunnen, der sich in einem nahegelegenen Weinberg befand. Da der Winter noch sehr streng war vertrieben wir uns die Zeit mit Karten-, Mühlen- und Schachspielen. Einige machten auch Bürsten oder Bilderrahmen. An sehr kalten Tagen erhoben wir uns nur von unserem Strohsack, wenn der Magen uns quälte. Das Stroh für den Strohsack hatte ich mir von einer Dieme, die im Felde stand, geholt. Da es uns an Brennmaterial fehlte, blieb uns kein anderer Ausweg. Wir lagen dann Mann an Mann auf den Strohsäcken zugedeckt mit allen verfügbaren Kleidungsstücken und erzählten uns von vergangenen Zeiten. Natürlich gab es für uns in dieser Zeit wenig Abwechslung. Die Kost war schmal, da wir nicht arbeiteten, gab man uns nur das Nötigste. Doch auch hier wußten wir uns zu helfen. Die Ungarn fingen die Hasen in Schlingen. Manchmal erbeuteten dieselben an einem Tage 2 - 3 Stück. Bei den Deutschen waren 2 unternehmungslustige Leute, die ab und zu in die Kosakendörfer gingen und ein Schwein aufkauften. Letzteres wurde dann in die Wurst gemacht und an die Kameraden zu billigen Preisen verkauft. Da ich in jener Zeit noch regelmäßig Geld aus der Heimat erhielt, konnte ich mir von diesen schönen Sachen auch immer etwas leisten und man konnte wohl einmal am Tage sich noch satt essen. Als endlich der Frühling kam, gab es wohl keine Hasen mehr zu fangen, aber dafür waren ja als Ersatz die vielen Frösche und Kräheneier da. Hunde ließen sich bei uns nicht sehen, sonst wäre es denselben auch nicht besser ergangen als denen auf Schleuse 1. Sie wären nämlich verzehrt worden. Im allgemeinen waren wir also mit unserem Los auf Cariere 3 zufrieden. Die 4 Kosaken, welche wir zur Bewachung hatten, störten uns auch sehr wenig. Wenn der Wachtmeister mal ungemütlich wurde, so erhielt er bei dem nächsten Schlachtfest eine Wurst mehr und alles war wieder in Ordnung. Zu bemerken habe ich noch, daß auch endlich der Invalide Emil Barth, mein Freund, zu uns kam. Mit ihm machte ich gewöhnlich meine Spaziergänge. Ja hier habe ich mal wieder einen Frühling beobachten können. In den Jahren vorher, die ich auf Schleusen erlebte, waren wir während dieser Zeit vom Wasser umgeben. Die Überschwemmung, wie ich wohl schon erwähnte, hielt 4 Wochen an und nach derselben war der Sommer da. Das Leben in der Natur konnte man nicht beobachten. Wie wunderbar schön kam mir deshalb der Frühling 1917 vor. Die Lage des Steinbruchs trug natürlich sehr dazu bei. Auf einer Anhöhe gelegen, hatten wir zu unseren Füßen den Don mit dem schmutzigen Hochwasser, soweit man sehen konnte nach Osten hin, alles Wasser. Nach Westen hatten wir die freie Hochebene. Nach Norden und Süden schlossen unsere Hütten Weinberge und Gärten ein. In letzteren nisteten allerlei Arten Vögel. Die Nachtigall war hier noch vertreten vor allen fehlte der Kuckuck nicht. Herrlich war es im Mai bei uns. Wir hätten ab und zu eine neue und frohe Botschaft aus der Heimat und etwas bessere Kost erhalten müssen, so hätten wir gar keine Wünsche mehr gehabt. Mein Freund E. Barth und ich machten jeden Tag unseren Spaziergang und unterhielten uns über das Leben und die Verhältnisse in Deutschland. Zu bemerken ist, daß in dieser Zeit (im März 17) die erste Revolution in Rußland fiel. Wir hörten zuerst von der Sache nichts. Man sagte, die Drahtverbindung mit Petersburg und Moskau wäre unterbrochen, auch von Versammlungen der Kosaken sprach man, doch mehr drang in unsere Einsamkeit nicht hinein. Als nun einige der Kameraden nach der nächsten Staniza „Konstantinowskaja“ gewesen waren, erzählten dieselben uns, daß dort Umzüge mit roten Fahnen etc. stattgefunden hätten. Man habe gesagt, der Zar sei ermordet ebenso die Zarin und einige Kinder usw. Ich brauche hier ja nicht zu erwähnen, was wahr an der Sache war. Ein jeder kennt sie zur Genüge. Jedenfalls freuten wir uns über diese Ereig-

nisse, denn ein jeder sagte sich :“Jetzt ist Schluß mit Rußland“. Daß wir uns getäuscht hatten, lehrte die Zukunft. Um diese Zeit kam der große Ausreißer u. Russefreund (ironisch) Artur Schneider (aus Karlsruhe) zu uns. Einige Wochen später kamen auch die nicht arbeitenden Genossen von Schleuse 1 auf den Steinbruch. Unter diesen war: Karsten Schewitz (Ungar. Wachtmeister) und andere Bekannte. Das Verhältnis zu diesen neu Angekommenen gestaltete sich ebenfalls zu einem sehr freundlichen. So lebten wir noch einige Wochen in Ruhe u. Frieden in unserer Weltabgeschlossenheit. Heimlich stahlen wir uns oft zur Staniza und kauften uns Lebensmittel, sonst brachte uns unser Leben nichts besonderes Neues. Da plötzlich hieß es wieder: „Die Invaliden kommen nach Pensa“. Nach einiger Zeit wurde die Parole Wirklichkeit. Mein Freund E. Barth mußte Abschied nehmen. Ich habe ihn noch ein Stück Weges begleitet und mit den Worten: „Auf Wiedersehen“ trennten wir uns. Bei einem solchen Abschied stand vor unserem geistigen Auge die dunkle Zukunft. Einige Zeit später mußten auch wir von Carriere 3 scheiden. Am 21. Juni 17 kam die Nachricht, daß wir am folgenden Tag zur Schleuse 2 zurück müßten. Diese Botschaft war uns sehr unangenehm. Weiter hieß es, daß wir nach Großrußland sollten(man sagte, Pensa sei unser Reiseziel). Dem Befehl gemäß brachen wir am 22. Juni auf nach Schleuse Nr. 2. Hier übernachteten wir und am anderen Morgen nahm man uns Strohsack und Decke ab und wir bestiegen einen Schleppkahn auf dem wir Don abwärts gondelten. Mit diesem Abschnitt begann für mich das Reiseleben in Rußland.

Des Abends gegen 12 Uhr kamen wir in Rostow an. In Friedenszeiten wäre die Fahrt sicher für uns ein freudiges Ereignis gewesen, denn die Gegend, durch welche wir fuhren, war stellenweise sehr schön. Ebenso die Städte und Dörfer sind malerisch gelegen. Eine größere Stadt, an der wir vorbeifuhren ist die alte Kosakenstadt „Stawitscherkask“. Auf Deutsch „Alte Tscherkessenstadt“. Bei unserer Ankunft in Rostow sahen wir mal endlich wieder eine moderne Stadt. Viele tausend Lichter strahlten uns entgegen. Da Rostow an einem Abhang liegt, war der Anblick wunderbar. Auf dem Don selbst fuhren viele erleuchtete Kähne und Schiffe. Auf ersteren brannten meist Fackeln und die Insassen waren junge Damen und Herren die eine Bootfahrt auf dem Don machten. Natürlich fehlte bei den lustigen Leuten die Ziehharmonika nicht und von Ferne hörte man die russ. Weisen über das Wasser schallen. Wir hatten also eine Art venetianische Nacht vor uns. Ich kann nicht behaupten, daß uns diese Begebenheit froh stimmte, das Gegenteil war wohl der Fall. Schließlich legten auch wir uns zur Ruhe. Ein jeder suchte sich ein kleines Plätzchen, entweder unten im Kahn oder auf Deck. Am anderen Morgen waren wir früh auf den Beinen. Wir sahen nun Rostow bei Tageslicht und wir staunten beim Anblick der schönen Stadt. Allmählich fanden sich Neugierige ein, die uns fragten: „Was seid ihr, wohin wollt ihr?“. Für diese Leute hatten wir weniger Interesse. Doch auch Kriegsgefangene kamen. Diese mußten uns Aufklärung geben über die allgemeine Lage. Alle waren der Ansicht, daß wir bald nach Hause kommen würden, da Rußland den Krieg unmöglich weiter führen könne. Besonders fehlten Rohstoffe für die Geschützfabriken. Die Zustände der russ. Armee seien unhaltbar geworden. Gegen Mittag kam der Befehl: „Sachen zusammenpacken und dann abrücken“. Nach einer halben Stunde verließen wir den Zugkahn. Wir marschierten einer steilen u. steigenden Straße entlang zu einer Kaserne. Wohl selten in meinem Leben habe ich so viel Schweiß vergossen, wie an diesem Tage (Johannestag). In der Kaserne angekommen gab es Mittagessen. Eine Kapustasuppe mit Schwarzbrot. Beides war gut. Nach der Abfütterung ging es durch die Hauptstraßen der Stadt zum Bahnhof. Die herrlichen steinernen Gebäude und die gut gepflegten Straßen erregten unsere Bewunderung. Ferner waren wir erstaunt darüber, daß uns sehr viele Russen in deutscher Sprache anredeten. Endlich gelangten wir zum Bahnhof und

nach 2½ Jahren sah man mal wieder eine Eisenbahn. Nach stundenlangem Warten hieß plötzlich: „Einsteigen“. Wir kamen in Personenwagen dritter Klasse. Da nun die russ. Wagen für 6 Sitzplätze und zugleich für 6 Schlafplätze eingerichtet sind, freuten wir uns schon auf die Fahrt. Doch wir hatten uns verrechnet. Nach einer geraumen Weile hieß es: „Alles aussteigen“. Man steckte uns jetzt in Viehwagen. In der Nacht verließen wir die Handelsstadt Rostow. Nun kam eine Bahnfahrt von etwa 3 Tagen. Unterwegs nahmen wir in Biellakalifrenzkaja am Donez mehrere Kameraden mit. Einige Bekannte aus früheren Zeiten traf man wieder. Das Wetter war uns günstig. Ein Umstand der die Fahrt erträglich machte. Am 28. Juni kamen wir in Zarizin an. Drei Tage lang wohnten wir hier in unserem Wagen. Die Verpflegung war hier sehr schlecht. Die Insektenplage nahm wieder stärkere Formen an. Auch die Malaria griff unter uns weiter um sich. Hier lernte ich einen deutschen Ingenieur, der in Zarizin interniert war, kennen. Dieser beschenkte uns mit Weißbrot und kaufte für unsere Kranken Chinin. Selbiger hat auch wahrscheinlich meinen Kameraden Artur Schneider zur Flucht verholfen. Letzterer war in der letzten Nacht plötzlich spurlos verschwunden. Die Stadt Zarizin bleibt hinter Rostow bedeutend zurück. Sie macht den Eindruck eines großen Dorfes mit Straßenbahn und elektrischem Licht. Am 1. Juli (17) bestiegen wir den Wolgadampfer Tschaikowski. Dieser ist nach amerikanischem Stil gebaut und modern eingerichtet. Natürlich haben wir von letzterem wenig gemerkt, denn uns steckte man in den Gepäckraum zwischen große Kisten und Kasten. Die Verpflegung war schlecht. In den ersten drei Tagen erhielten wir nur abgekochtes Wasser und Brot. (Die südruss. Hitze war unerträglich). An den übrigen Tagen der Fahrt gab es nach Möglichkeit eine Suppe täglich. Natürlich traten, da so viele Menschen auf einem kleinen Raum zusammengepfercht waren, allerlei Krankheiten auf. Doch immer weiter nach Norden brachte uns unser Schiff. Vorbei ging es an den eigenartigen Wolgafelsen. Wir sahen die großen Städte: Simbirsk, bei der die lange Brücke über die Wolga geht, Saratow, in welcher die vielen deutschen Ansiedler leben, die halbasiatische Hügelstadt Samara, ferner die weltberühmte Stadt Kasan und andere. Noch zu erwähnen wären die herrlichen Wälder. Bei Samara nähern sich die bewaldeten Höhen zu beiden Seiten der Wolga bis zu den Ufern des letzteren. Der Wald am linken Wolgaufer ist dort mit herrlichen Villen gespickt. Nach einer siebentägigen Fahrt gelangten wir am 7. Juli (17) in der alten Hansastadt „Nischni-Nowgorod“ an. Des Abends 11 Uhr verließen wir den Dampfer. Alsdann wurden wir in Gruppen eingeteilt. Und ohne uns zu fragen übergab man uns unseren zukünftigen Gosäin (Arbeitgeber). Ich kam mit noch etwa 20 Mann zu einem russischen Reeder. Letzterer hatte 2 Dampfer u. 15 große Barken auf der Wolga laufen. Die erste Nacht in Nischni schliefen wir in einem der Kähne unseres neuen Herren. Natürlich auf nacktem Boden. Am anderen Morgen wurde ich mit noch 4 anderen Kameraden einem jungen Russen zugeteilt. (Man hatte uns genommen weil wir noch die beste Fußbekleidung hatten). Dieser Russe brachte uns per Dampfer nach dem Flecken „Wesilewo Sloboda“. Hier wohnte unser Gosäin. Zweck und Ziel unserer Reise war uns natürlich nicht bekannt. Angekommen bei dem Hause unseres Gebieters warteten wir stundenlang bis ein alter Russe, der Holzwächter Stepan Iwanowitsch kam und uns in der Nähe seiner eigenen Wohnung in einer Blockhütte unterbrachte. Der junge Russe verließ uns und an seine Stelle trat ein anderer, der ebenfalls Stepan Iwanowitsch hieß. Dieser wurde unser Vorarbeiter; auch bewohnte derselbe mit uns unsere Hütte. Letztere hatte in Friedenszeiten als Tischlerwerkstatt gedient. Nachdem ein jeder sich eine Ecke ausgesucht hatte, (ich hatte mir ein Plätzchen bei der Drehbank ausgesucht) fragte uns der Russe, was wir für Landsleute wären. Wir entpuppten uns als 2 Österreicher (Seppel Berger u.) und 3 Germanski (Lentins, Karsten und ich). Als der Russe das Wort Germanski hörte, fuhr ihm der Schreck durch die Glieder. Si-

cher dachte er, jetzt hast du es mit gefährlichen Leuten zu tun. Nun galt es für den Magen zu sorgen. Der Samowar (Teekessel) wurde angezündet und nach wenigen Minuten wurde zu Abend gegessen. Es gab Tee und Schwarzbrot. Mittlerweile war es Nacht geworden und ein jeder legte sich auf seine Schlafstelle und deckte sich mit der eigenen Bekleidung zu. Am anderen Morgen wurde uns unser neues Arbeitsfeld gezeigt. Vorn in der Wolga stand ein ausgebrannter Kahn. Dieser sollte zerlegt werden. Die zerlegten Teile sollten zu dem oberen Ufer, wo sich die großen Holzstapel unseres Gosain befanden, geschafft werden. Vertrauensvoll gingen wir an unsere schmutzige Arbeit. Wir begannen mit Aufräumarbeiten. Unser Kamerad (Wiener) mußte aber schon am ersten Tage feiern, denn er bekam das Fieber. Da selbiges ihn in den ersten Tagen nicht verließ, wurde er nach Nischni gebracht. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Für uns andern vier fing jetzt ein neuer Abschnitt unserer Gefangenschaft an. Am ersten Tage hatten wir viel Hunger, denn das Brot war knapp und die Milch die uns die Tochter des alten Holzwächters (Alexandra mit Namen) beschafft hatte war ebenfalls verzehrt. Ich ging am Nachmittag desselben Tages ins nächste Dorf nach Milch. Aber kein Russe ließ sich bewegen mir von dem köstlichen Getränke etwas abzugeben. Niedergeschlagen kehrte ich zu meinen Leidensgefährten zurück. Wir sagten uns damals: „Wenn dieses so weiter geht müssen wir hier verhungern, doch bevor uns dieses passiert, rücken wir aus“. Erwähnen muß ich noch, daß wir monatlich 60 Rubel erhielten, mußten uns aber davon beköstigen und kleiden. Am Abend unternahm ich in Begleitung der Alexandra nochmals einen Versuch um Milch u. sonstige Nahrungsmittel zu bekommen. Wir gingen zu demselben Dorf. Als die Alexandra den Leuten klar machte, was wir für Menschen wären, erhielten wir endlich 2 Kuschin (Krüge) Milch. Groß war die Freude als ich mit letzterem heim kam. Unser Vorarbeiter verschaffte uns etwas Brot und uns war wieder geholfen. Wir bekamen von nun ab auf unsere Kosten unser Quantum Mehl und ließen uns davon das Brot in Wasilewo backen. Es gelang uns auf dem Bazar Kartoffeln zu kaufen. Diese lieferten uns das Mittagessen. Wir gingen jeden Abend in das nächste Dorf und holten uns Milch. Jetzt, da die Leute uns kannten, besonders da wir immer prompt bezahlten, konnten wir die Milch leichter bekommen als die Russen. Unsere Hauptnahrungsmittel waren: „Milch, Kartoffeln und Brot“. Fleisch konnten wir uns nicht kaufen, da dasselbe für uns zu teuer war. Von dem vielen Milchtrinken hatten wir in der ersten Zeit immer Durchfall, jedoch bekam uns diese Milchkur im allgemeinen gut. Da wir die nötige Bewegung dazu hatten kräftigte sich unser Körper allmählich wieder. Was nun unsere Arbeit anbetraf, so schaffte es, wie man zu sagen pflegt. Als wir in dem großen Schiffskörper alles aufgeräumt hatten, zerlegten wir die Seitenwände. Diese wurden mittels einer Art Holzgöppel nach oben ans Ufer gezogen. Wir wurden dann vor diesen Apparat gespannt und mußten ziehen wie Pferde. Da die Stücke zu groß abgeschnitten wurden, wurde für uns diese Arbeit zu schwer. Wir trugen uns schon mit Fluchtgedanken. Doch als das Maß voll war, lief es über. Wir sagten unseren Vorarbeiter: „Entweder wird die Arbeit für uns leichter oder wir hauen ab“. Doch er ließ sich bewegen und ließ kleinere Seitenstücke absägen. Bei dieser schweren Arbeit half uns der alte Stepan Iwanowitsch und dessen Frau. Letztere bemitleidete uns immer sehr. Uns aber auch wiederum tat die alte Frau leid, daß dieselbe in ihren alten Tagen noch so schwer arbeiten mußte. Dieses alte Ehepaar war sehr für uns eingenommen. Jede Gefälligkeit, die diese beiden Alten uns erweisen konnten, erwiesen sie uns. Nach etwa drei Wochen unseres dortigen Aufenthaltes verließ uns unser Kamerad Lentins. Auch ihn faßte das Fieber. Er kam nach Nischni. Ich habe ihn noch zum Dampfer gebracht und nimmer sah ich ihn wieder. Für uns drei zurückgebliebenen begann jetzt eine gute Zeit. Wohl mußten wir arbeiten und hatten unsere Sorgen ums täglich Brot. Doch die Russen wurden immer zutraulicher und

erkannten immer mehr, daß wir keine Tataren, wie die alte Frau mal sagte, wären. Unseren Vorarbeiter fragte mal ein Russe, welche Leute sind besser, die Deutschen oder die Österreicher ? Worauf jener antwortete: „Es ist gleich ob Österreicher oder Deutsche“. Also hatte die Deutschenfurcht bei ihm nachgelassen. Bei den übrigen Russen im Flecken und in unserem Milchdorf waren wir angesehene Persönlichkeiten. Wir waren immer sehr zurückhaltend und gewissermaßen bescheiden. Eine Witwe im Dorf, die unsere Hauptlieferantin war, lud uns wohl mal zum Tee ein. Wir verlebten hier manches drolliges Stündchen. Diese Witwe hatte ein meist barfüßiges Töchterlein, die sie gern einem von uns als Zukünftigen anvertrauen wollte. Da bei mir in dieser Hinsicht kein Blumentopf zu gewinnen war, pochte sie beim Kamerad Karsten (In Deutschland Seminaren) an. Doch auch dieser verhielt sich im allgemeinen ablehnend. Aber wir mußten sehen, daß wir es mit der Alten nicht verderben, sonst wäre uns vielleicht unsere ständige Milchlieferantin verloren gegangen. Mein Freund Seppel hatte auch eine Gesellschafterin gefunden. Doch auch hier konnte die Liebe keine festen Wurzel schlagen. Selbst die schönen Köchinnen unseres Gosäins konnten uns wenig imponieren. Wie ich schon erwähnte, war unsere Lage hier jetzt erträglich. Jedoch oft, besonders an den Sonntagen, dachte man an die liebe deutsche Heimat. Seit dem 20. Nov. 1916 hatte ich keine Nachricht aus der Heimat. Oft ging ich des Sonntags in den nahe gelegenen Fichtenwald, setzte mich auf einen Baumstamm und dachte nach über die schön verlebte Jugendzeit. War es mir doch als hätte ich immer in Rußland gelebt und in meiner Jugend mal einige Wochen Heimaturlaub gehabt. Manchmal wurde es mir schwer ums Herz. Dachte ich an meine Mutter, so fragte ich mich: „Ob sie wohl noch lebt?“ erinnerte ich mich meines Vaters oder der anderen Lieben in der Heimat, so drängte sich mir die Frage auf: „Ob du sie wohl alle wiedersehen wirst?“ Daß letzteres nicht der Fall sein würde, mußte mir ja klar sein. Doch fragte ich mich: Wer von deinen lieben Freunden und Bekannten wird bei deiner Heimkehr nicht mehr anzutreffen sein. Solche Gedanken quälten mich in ruhiger Stunde. Daß ich des Nachts im Schläfe oft die tollsten Träume hatte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Mittlerweile waren die Hauptarbeiten des Abbruches erledigt. Unser Vorarbeiter verließ uns. Er fuhr nach Samara um als Führer eine Barke zu übernehmen (Diese gehörte unserem Gosäin). Da auf dem Dampferzug die Maschine reparaturbedürftig war, so half uns die Besatzung des letzteren unser Werk schnell vollenden. Es wurde uns gesagt, daß wir als Matrosen auf einen der großen Kähne oder Dampfer kämen. Wir hatten zuerst keine Meinung für unseren neuen Beruf. Als man jedoch uns das Versprechen gab, daß wir bei unserem Vorarbeiter auf den Kahn kommen sollte, ergaben wir uns in unser Los. Am 12. Sept. 1917 verließen wir drei, Berger, Karsten und ich Woschewo. Wir bestiegen den wiederhergestellten Zug. Der alte Stepan Iwanowitsch schimpfte, daß wir von ihm scheiden mußten. Gern hätte er uns bei sich behalten, denn er meinte, Arbeit wäre genug für uns vorhanden. Seine Frau, unser altes Mütterchen, weinte die dicksten Tränen. Die Alexandra winkte uns traurig nach. Ja, es waren die besten Leute, die ich in Rußland kennengelernt habe. Nachdem wir den Dampfer bestiegen hatten und unsere Habe verstaut, setzte selbiger sich in Bewegung. Es ertönte die Schiffsglocke. Ein jeder Russe (nach Möglichkeit waren alle auf Deck) nahm die Mütze ab, machte dreimal das Kreuzzeichen und sprach laut ein kurzes Gebet. Diese Zeremonie machte auf uns keinen üblen Eindruck. Dann ging es mit Volldampf dem Süden zu. Des Abends kamen wir in Nischni-Nowgorod an. Hier wurden noch einige geschäftliche Sachen erledigt und unsere Reise ging weiter. Bis kurz vor Simbirsk fuhren wir auf dem Dampferzug. Arbeiten brauchten wir nicht. Nur jede Nacht mußten wir wohl 2mal aufstehen, um Anker zu werfen oder zu lichten. Wenn dieses auch unangenehm war, so wurde es uns doch nicht so schwer, denn unsere Lagerstätte war eine Bank in der Matro-

senkajüte ohne jede weiche Unterlage. Bei Simbirsk verließen Seppel u. ich den Dampfer und kletterten auf einen Kahn. Karsten blieb allein zurück. Auch diesen Gefährten habe ich nie mehr wieder gesehen. Montag, den 17.9.(17) kamen wir in Samara an und suchten sofort den Kahn auf, für den wir bestimmt waren. Der Barkenführer, unser früherer Vorarbeiter Stepan Iwanowitsch, nahm uns freundlich auf. Er trat uns sofort einen ganzen Laib Weißbrot ab und braute uns einen Tee. Da wir Hunger hatten und seit Juli kein Weißbrot mehr erhalten hatten, haben wir es uns auch so gut schmecken lassen, daß von dem Laib nichts übrig blieb. Da der Führer St.Iw. einsah, daß die Kajüte, die schon zwei Matrosen beherbergte, kein Schlafraum für uns war, wies er uns seine Schlafhütte an. Dieses war ein kleines Häuschen aus Bastsäcken. Zwei Mann konnten bequem darin liegen. Bei Tage hatten wir keine Unterkunft nötig, denn wir aßen und tranken auf Deck unter freiem Himmel. Nur kochen mußten wir natürlich in der Kajüte. Nun kamen ein paar ruhige Tage in Samara. Wir gingen des Morgens gewöhnlich zum sog. Bazar. Hier konnte man billig einkaufen. Fleisch war um mehr als das Zweifache billiger als in Nischni-N., so daß wir uns auch mal wieder Fleisch zum Mittagessen leisten konnten. Bis jetzt war unser Kahn noch nicht beladen. Wir hatten keine andere Arbeit als Wache³ zu stehen und Wasser zu pumpen. Da unser Kahn noch fast neu war drang jedoch wenig Wasser in den Unterboden ein. Dann wurde eingeladen. Diese Arbeit wurde von den Hafenarbeitern besorgt und nahm mehrere Tage in Anspruch. Unsere Ladung bestand aus Wolle, Baumwolle, Fellen und Roheisen. Unser Kahn faßte etwa 100 bis 120 Wagen. Als das Einladen fast beendet war erhielten wir noch 2 Matrosinnen zur Verstärkung unserer Besatzung. Zu bemerken habe ich noch, daß ich dieses sehr unangenehm empfand und bei einer Aussprache geriet ich mit den russ. Matrosen in Streit. Den einen habe ich regelrecht verhauen, weshalb ich verhaftet werden sollte. Da der Barkenführer einsah, daß dieses auch sein Nachteil sein würde, weil ihm eine Arbeitskraft verloren gegangen wäre, überredete er die russischen Matrosen u. Arbeiter, mich in Ruhe zu lassen. Natürlich mußte ich eine Strafpredigt über mich ergehen lassen, aber das tat weiter nicht wehe, denn ich fühlte mich im Recht. Später habe ich es oft bedauert, daß ich nicht eingelocht worden bin. Samara war nämlich, was die Ernährung anbetrifft, die beste Stadt in Rußland. Dieses ist folgenden Umständen zuzuschreiben. Man kann sagen die ganze Gubernie Samara betreibt Landwirtschaft. Der Boden ist fruchtbar und das Klima günstig. Ferner laufen hier die Bahnen von Sibirien und Turkistan zusammen, dazu kommt der große Schiffsverkehr auf der Wolga und auf der Samarka. Die Stadt Samara erhebt sich hügelartig zwischen diesen beiden letztgenannten Flüssen. Der erste Anblick dieser Stadt ist wunderbar. Auf dem höchsten Punkte erhebt sich das Standbild Alexander II umgeben von Anlagen. Viele Kirchen mit ihren zwiebelartigen Türmen tragen zur Verschönerung des Stadtbildes bei. Auffallend ist einem jeden Reisenden eine Kirche, die nach westeuropäischen Muster gebaut ist. Diese nennen die Russen die deutsche Kirche. Anscheinend gehört dieselbe den deutschen Ansiedlern (wahrscheinlich Mennoniten). Gern hätte ich dieses Gotteshaus mal besucht, aber die Gelegenheit bot sich mir nicht. Wie in allen größeren Städten Rußlands, so traf ich auch in Samara einige deutsche Kameraden. Besonders freute es mich als ich einen aus Herstelle an der Weser traf (Müller). Dieser kannte auch einige Leute aus meinem Heimatort. Leider ist Hersteller Leidensgefährte bis heute noch nicht zum schönen Weserstrande zurückgekehrt. Wer weiß in welcher kalten Zone Rußlands er sein elendes Dasein fristet.

³ wir hatten nur zu wachen, daß nichts gestohlen wurde, denn das Stehlen ist den Russen, das kann man sagen, angeboren.

Nachdem wir uns ordentlich verproviantiert hatten, (dicke Fleischklumpen hingen an unserer Kajüte) verließen wir mit schwerbeladenem Kahn am 13. Oder 14. Okt. (17) Samara. Die Besatzung unserer Barke war 8 Personen stark. (Stepan Iwanowitsch, dessen Frau und deren Sohn Iwan, der Hilfsführer Iwanowitsch Lapin, 2 Matrosen, 2 Matrosinnen und Seppel Berger u. ich). Die beiden Matrosen waren durch den Vorfall in Samara auf mich nicht gerade gut zu sprechen. Die beiden Weiber hatten der Seppel und ich bald auf unserer Seite. Beide hatten ein mitfühlendes Herz für uns, ja beide empfanden für uns mit, wie es uns zu Mute sein mußte, wenn unser Kapitän uns manchmal anbrüllte. Letzterer war früher immer uns gegenüber anständig gewesen, aber jetzt auf der Fahrt war er manchmal sehr grob. In sittlicher Hinsicht wäre die Gefahr für uns oft groß gewesen, (denn als wir weiter nach Norden kamen, wurde es schon so kalt, daß wir des Nachts nicht mehr in unserer Hütte schlafen konnten. Wir mußten deshalb auch in die Kajüte zu den 4 anderen ziehen) aber die Unsauberkeit der Weiber wirkte für uns abstoßend. Die größere war ja nach russ. Begriffen etwas sauber, die kleine jedoch hatte von den kleinen Tierchen in Menge, ebenso waren diese bei den Matrosen vertreten. Es war deshalb kein Wunder, daß sich auch bei uns das Ungeziefer einfand. Groß war auch die Zahl der Wanzen, Franzosen und noch zwei andere Tierarten, die ich bis jetzt noch nicht kenne. Wenn man des Abends ein Streichholz anriß, so sah man ein großes Gewimmel an den Wänden. Manchmal, wenn die Tiere besonders hungrig waren, wußte man nicht, wo man hin kriechen sollte. Es war kein Wunder, daß man unter diesen Verhältnissen sehr oft der Verzweiflung nahe war. Z.B. am 15. Okt. 17 als wir gerade unter der langen Brücke von Simbirsk herfuhren, hatte mich eine Niedergeschlagenheit erfaßt, wie wohl selten in meiner Gefangenschaft. Konnte ich doch diesen Tag so viele Jahre in mein Gedächtnis zurückrufen. Ist es doch der Namenstag meiner Mutter. Selbst die eine Matrosin hatte meine traurigen und wehmütigen Gedanken erraten. Ich vergesse es nie, wie sie mich mit allerlei schönen Worten zu trösten suchte.

Weiter fuhr unser Kahn nach Norden. Etwa 50 Werst vor Kasan mußten wir auf dem freien Strome halten. Unser Dampfer, der den Kahn zog, war beschädigt. Wir warfen Anker. Am andern Tag fuhren wir mit kleinem Kahn ans Land, um uns zu verproviantieren, denn wir sahen ein, daß wir mit unseren Vorräten, da diese Unterbrechung eingetreten war, nicht auskommen würden. Aber wie waren wir enttäuscht. In dem ganzen Dorf war nicht ein Stück Brot für uns aufzutreiben. Am folgenden Morgen kamen die Matrosen vom Dampfer und wir unternahmen eine Fahrt von 25 km zu einer größeren Ortschaft, wo wir des Abends müde vom Rudern ankamen. Einkaufen konnten wir nicht mehr, weil es schon fast Nacht war. Wir wollten in einem Prittan (Anlagestelle für Dampfer) übernachten, doch es war uns in dem zugewiesenen Raume zu kalt. Hungrig waren wir natürlich auch. Eine Melone war das ganze Abendbrot gewesen. Wir gingen nun auf die Suche nach einem Nachtquartier. Dieses fanden wir denn auch im dritten Haus, wo wir anklopfen. Der erste Eindruck den ich empfing war ein guter. Obgleich die Einrichtung der Wohnstube russisch war, war alles sauber gehalten. Der Backofen ebenso ein gemauerter Herd waren hübsch weiß getüncht und auch Wände u. Fußboden waren sehr rein gehalten. Nachdem sich die Russen einiges erzählt, legten wir uns zur Ruhe. Die Hausbewohner begaben sich an ihre bekannten Schlafstellen und wir machten es uns bequem auf dem Fußboden. Natürlich schliefen wir gut. Am andern Morgen wurden die Einkäufe besorgt und dann stiegen wir in den Kahn um zu unserer Barke zurückzufahren. Da wir nun den Strom entgegen fuhren, so stand uns eine mühsame Arbeit bevor. Unser Bestreben war deshalb, an ein Fahrzeug, das nach Norden fuhr, anzuhängen. Dieses gelang uns auch. Es kam ein Bagger vorbei. Mit Erlaubnis des Oberhauptes dieses Fahrzeuges hingen wir unseren Kahn

an und kletterten auf den Bagger. Hier hatte ich Gelegenheit, mir eine solche Einrichtung anzusehen. Ich muß gestehen, es herrschte hier Ordnung und im Stillen habe ich gedacht, könntest du auch so sauber wohnen, wie diese Matrosen. Auch die beiden Köchinnen auf dem Dampfer waren sehr saubere Madels, wie die Österreicher sagen. Am späten Abend gelangten wir zu unserem Standquartier zurück. Nachdem ich gegessen und getrunken hatte, legte ich mich zur Ruhe. Doch lange sollte ich auf meiner Britsche mir die Knochen nicht wund liegen. Um 10 Uhr wurde ich geweckt. Herrgott denke ich, was ist denn nun wieder los. In den Kahn steigen heißt es. Wir kletterten die Leiter hinab in den Nachen (oder Schinakel, sagen die Österreicher). Allerlei Proviant, wie gestohlene Wolle etc., wurde eingeladen und schließlich stieg auch die Frau des Barkenführers ein. Da ging mir ein Licht auf. Wir sollten nämlich diese Frau ans Land bringen, damit dieselbe mit dem nächsten Dampfer in die Heimat fahren könnte. Es war ein schreckliches Unwetter und stockfinster. Nachdem wir einige male auf eine Sandbank gestoßen, gelangten wir glücklich ans Land. Wir schleppten die Sachen zur Haltestelle der Schiffe, doch mußten wir hören, daß der Dampfer mit dem unsere Gnädige fahren wollte, schon fort war. Also mußten wir unverrichteter Sache zurückkehren. In unseren Kahn zurückgekehrt, versuchten wir möglichst bald zu unserer Barke zu kommen. Aber wie hatten wir uns getäuscht. Von einer Sandbank gerieten wir auf die andere. Wir konnten bei der Dunkelheit gegen die Wellen und den Sturm nicht an. Endlich gelangten wir dann doch des Morgens früh bei unserer Barke an. Am Tage gab es allerlei Arbeit und müde legten wir uns, der Seppel und ich, in unsere Wanzenkiste. Am nächsten Morgen fuhr ein anderer Dampfer vor und nachdem unsere Barke mit diesem verbunden war, ging es weiter. Auch wurden noch 2 andere Kähne ins Schlepptau genommen. Letzteres begrüßten wir sehr, denn für uns wurde dadurch das Steuern sehr erleichtert.

In Kasan wurde Rast gemacht. Ich habe mir, so viel es mir in der kurzen Zeit möglich war, die Stadt angesehen. Im allgemeinen nahm man dieselben Eindrücke wahr, wie in allen größeren Städten an der Wolga. Kasan fällt natürlich auch auf wegen der vielen Kirchen, schmutzigen Straßen etc. Nach einigen Stunden fahren wir weiter. Bis Nischni-Nowgorod ereignete sich nichts besonderes. Hier langten wir am 25. Okt. 17 des Morgens früh an. Das Deck war weiß von Reif. Als wir von Samara abfahren, badete man sich noch in den Fluten der Wolga, hier hatte der Winter schon seinen Einzug gehalten. Wir fuhren einige Werst in der Oka hinauf und warfen oberhalb N.-Nowgorods Anker. Viele große Barken standen schon dort in Reih und Glied, um hier zu überwintern. Für uns trat eine Ruhepause ein. Unsere Hauptbeschäftigung war, Wachtposten zu stehen. Die Matrosinnen wurden entlassen und fuhren in ihre Heimat zurück. Nach wenigen Tagen wurden auch die beiden russ. Matrosen entlohnt. Nun hausten der Seppel und ich allein in der Kajüte. Doch nach ein paar Tagen sagte man uns, wir sollten unsere Sachen packen und nach Nisch.-Nowg. fahren. Natürlich mußten wir folgen. In N.-N. führte man uns zu dem Büro des Reeders (unseres Arbeitgebers). Dieser gab mir den verdienten Lohn und auch ich war entlassen. Der Seppel konnte auf die Fürsprache unseres Barkenführers zur Arbeitsstelle zurückkehren. Wenn auch das Verhältnis zwischen dem Seppel und mir nicht immer das beste gewesen war, wegen seiner allzu großen Russenfreundlichkeit, so wurde uns beiden die Trennung doch schwer. Der Seppel trat mir noch sämtlichen Proviant ab, damit ich nicht gleich in den ersten Tagen zu hungern brauchte. Doch auch jetzt sollte ich nicht allein und verlassen sein. Nach einer Weile kamen noch andere Kameraden, die bei demselben Gosäin auf anderen Barken Dienste getan hatten zum Büro, um entlassen zu werden. Unter diesen war auch mein alter Bekannter Otto Lütke mann aus Hamburg. Letzterer immer humorvoll half uns bald über den Trennungsschmerz hinweg. Als der große Akt der Ent-

lassung vorüber war, wanderten wir nicht sofort zum Lager, sondern wurden vorläufig in der Bäckerei der vereinigten Schifffahrtsgesellschaften in Nischni-N. untergebracht. Auch hier trafen wir wieder Deutsche, Österreicher und Ungarn. Beim Anblick dieser Leute wurde es uns wieder leichter, uns in unser Los zu fügen. Vieles wurde erzählt. Hatte sich doch auch vieles ereignet. Hier erfuhren wir, daß Kerenski gestürzt und die Bolschewiki zur Herrschaft gekommen waren und daß letztere den sofortigen Frieden wollten. Dieses hatte sich schon ereignet, als ich noch in Samara war, aber ich hatte nichts davon gehört.

Nun galt es uns ein Plätzchen zu suchen. Der Hauptsaal war bis auf den letzten Platz belegt. Nebenan war noch ein kleiner leerstehender Raum, in diesem luden wir unsere Bündel ab und suchten uns auf der Britsche ein Schlafplätzchen. Die Bude trotzte von Wanzen. Aber und Abertausende konnte man zählen. Jedoch es half nichts, wir konnten bei dem Winterwetter nicht im Freien kampieren. Der Schnee lag schon hoch und eine Eiskecke ließ die Wolga sozusagen schon verschwinden. Was die Behandlung anbetrifft, so kümmerte sich kein Mensch um uns. Natürlich gab man uns auch nicht zu essen. Doch setzten wir es nach ein paar Tagen durch, daß man uns wenigstens jeden Tag 400 g Brot gab. Da wir noch bei Kasse waren, litten wir gerade keine Not, aber auf die Dauer konnte unsere Börse eine solche Belastung nicht ertragen. Wir liefen von einer Verwaltung zur andern, damit wir wenigstens des Mittags eine Suppe erhielten, aber alles war vergebens. In dieser Zeit bin ich noch einmal zu Besuch auf meiner früheren Arbeitsstelle, dem Kahn, gewesen. Der Seppel freute sich des Wiedersehens. Er gab mir noch etwas Proviant mit, damit ich nicht Hunger leiden sollte. Da nun die russ. Schifffahrtsgesellschaft einsah, daß sie für uns keine Verwendung mehr hatte, schob man uns nach 14tägigem Aufenthalte in der Bäckerei ins Lager ab. Und wieder begann für uns ein anderes Leben.

Im Lager angekommen, steckte man uns in eine große Baracke, die etwa mit 300 Mann belegt war. Die erste Nacht mußte man natürlich auf dem schmutzigen zementierten Fußboden schlafen. Am folgenden Tag ging ein Transport ab und ich erwischte einen Platz auf der unteren Britsche. Es waren nämlich 2 Reihen Lagerstätten übereinander angebracht. Über mir lagen ungarische Zigeuner, die immer Pfeife rauchten und immer spuckten. Wenn diese saubere Gesellschaft am Lausen war, so schüttelten dieselben die in ihren Hemden befindlichen Tierchen auf uns ab. Wenn wir auch selbst genug Bienen hatten, so war uns dieses Benehmen doch nicht gerade angenehm. Die Verpflegung war natürlich sehr schlecht. Des Mittags und Abends gab es eine Wassersuppe von ungeschälten Kartoffeln. Von letzteren erwischte man sehr selten etwas. Ferner gab es 50 g Brot pro Tag. Als wir einzogen, hatte man gerade 5 Mann fort geschafft, die vor Entkräftung zusammengebrochen waren. Wer Geld hatte konnte allerdings leben. Denn es brannten immer einige durch. Diese überstiegen die hohe Mauer (das Lager war früher ein Gefängnis gewesen) und gingen in die Stadt und kauften ein. Auch konnte man bei den Wachmannschaften kaufen. Bei diesen billigen Leuten kostete ein Stückchen Brot mit einem Endchen Pferdewurst 2,50 Rbl. Da ich in den ersten Tagen noch Geld hatte, schlug ich mich so, leidlich durch. Doch meine Barschaft ging zu Ende. Der Hunger quälte mich oft entsetzlich. Auch bei meinem Freund Otto Lütke mann war Ebbe in der Kasse. Die Not trieb uns schließlich dazu, unseren Mantel zu verkaufen, damit wir uns mit dem Erlös hierfür Brot kaufen konnten. Diese Maßnahme traf uns natürlich sehr hart, denn wir hatten ja keinen Strohsack auf den wir uns des Nachts ausruhen konnten. Auch eine Decke besaßen wir nicht mit der wir uns zudecken konnten. Doch alles Jammern half nichts, die größte Frage war die Magenfrage. Die Baracke selbst war ein großes Blockhaus. Selbstverständlich Wanzen im Überfluß. Die kleinen Tierchen (Läuse) konnte man trotz vielen Badens, Brühens und Ausfrie-

rens nicht los werden. Wenn man dachte, jetzt mußt du doch sauber sein, nach einer Stunde hatte man schon wieder Beißen. Besonders neu war für uns hier im Lager, daß wir unter tschechischem Kommando standen. 2 Tschechen hatten den Oberbefehl. Selbst die russischen Posten mußten ihnen gehorchen. Die bolschewistische Freiheit war auch noch nicht in den sog. schwarzen Turm (so hieß unser Lager bei den Russen) von Nischni-N. gedrungen, denn trotzdem die Bolschewiki am Ruder waren, hatte man uns doch nicht die Freiheit gegeben. Man hatte den Eindruck, daß hier bei der Hubernenverwaltung die Anhänger Kerenskis noch große Macht hätten. Da mehrere Transporte abgeschoben wurden und es etwas geräumiger in den Baracken wurde, drückten wir Reichsdeutschen es durch, daß wir in eine Baracke für uns kamen. Ich wurde auf diese Weise von meinen Gesellschaftern über mir erlöst. In der anderen Baracke sicherte ich mir einen Platz auf der oberen Britsche. Ich freute mich, daß ich mich also etwas verbesserte. Trotzdem wir nun wegen unserer schlechten Verpflegung bei den zuständigen Behörden vorstellig wurden, konnten wir in dieser Hinsicht nichts erreichen. Selbst der schwedische Konsul war machtlos. Er sagte, es sei nichts zu haben. Doch in etwa halfen wir uns selbst. Die Tschechen, die in der Küche waren und von unserer spärlichen Kost gut lebten, wurden gewaltsam an die Luft befördert. Ihre Hunde und ein Schwein (2 waren vorhanden) verschwanden. Des Nachts Haussuchungen hatten keinen Erfolg. Es wurden nun deutsche und österreichische Köche bestimmt und zwar von uns. Der schwedische Konsul lobte uns wegen unseres energischen Vorgehens. Doch viel nutzte uns auch diese Maßnahme nicht, denn es war zu wenig Proviant vorhanden. Doch hungerten wir uns durch. Am Weihnachtsfeste 1917 habe ich elend Kohldampf geschoben. Nichts desto weniger wurde das Fest selbst von uns in gebührender Weise gefeiert. Am hl. Abend erscholl wie auf Kommando das schöne Lied „Stille Nacht“ etc. Einen Christbaum hatten wir nicht, nur um den Lampenschirm war ein Kranz gelegt, der aus buntem Papier hergestellt war. Ein Kamerad hielt eine zündende Ansprache. Mit welchen Gefühlen wir zuhörten, kann ich hier nicht schildern, denn dazu reicht unsere deutsche Sprache nicht. Jedoch die Hoffnung auf einen baldigen Frieden und dann schnelle Heimkehr hielt uns aufrecht. Es mochte wohl 1 Uhr nachts sein, als wir uns zur Ruhe legten. Am 1. Feiertag war Kirchgang. In einer kleinen polnischen Notkirche hörten wir die hl. Messe. Ja welche Erinnerungen wurden in uns wach gerufen, als wir dieselben lateinischen Laute hörten wie daheim. Im Geiste war man im Dorfkirchlein der Heimat. Nach Beendigung des Gottesdienstes kehrten wir geschlossen ins Lager zurück. Man hatte doch das Gefühl, mal wieder ein christliches Weihnachtsfest zu erleben. Unser Leben im Lager nahm nun wieder seinen gewöhnlichen Lauf. Der Sylvesterabend wurde durch Reden und Vorträge gefeiert. Nie vergesse ich, als unser Hauptredner mit seiner rede begann: „Kameraden, es ist Frieden“. Ein brausendes „Hurra“ tönte durch die Baracke. Leider beruhte die diesbezügliche Zeitungsnotiz nicht auf Wahrheit. Doch in uns riefen diese Worte eine zuversichtliche frohe Stimmung hervor und von dieser Stimmung zehrten wir einige Tage und leichter ertrugen wir den Hunger und unser sonstiges Leid. Nach einigen Tagen sprach man von Transporten. Natürlich hofften wir, daß wir ausgeliefert würden. Denn trotzdem noch kein Friede, sondern nur Waffenstillstand, wäre es doch immer möglich gewesen. Endlich im Januar wurde die Sache ernst. Wir wurden in Transporte eingeteilt und marschierten zum sog. Moskauer Bahnhof. Hoffnung und Zweifel erfüllten unser Herz. Ich sagte noch zu meinem Freund Otto Lütkemann: „Wenn ich die Türme von Smolensk wiedersehe, dann glaube ich, daß wir ausgeliefert werden“. Doch auch dieses Mal hatte ich mich getäuscht. In der Nacht fuhren wir von Nischni-Nowgorod ab. Unser Zug fuhr in die Richtung Moskau. Bei Wladimir Wolinsk blieben wir im Schnee stecken. Da wir nur jeden zweiten Tag 400 g Brot erhielten und

wir am Tage vorher nichts erhalten hatten, quälte uns der Hunger furchtbar. Über zwei Tage hatten wir nicht das geringste zu essen. Nach dem Hungerleben im Turm zu Nischni-Nowgorod wurde uns diese Entbehrung doppelt schwer. Wir hatten uns schon in unser Schicksal ergeben. Doch endlich fuhr unser Zug weiter nach Moskau. Hier wurde uns unsere Portion Brot verabreicht. Von Moskau selbst sahen wir fast nichts. Jetzt fuhren wir nach Smolensk. Also immer näher der deutschen Grenze. Beim Anblick dieser Stadt fielen mir unwillkürlich die Worte Napoleons ein: „Smolensk, Smolensk“. Ich hoffte natürlich, daß wir unserem Ziel nahe wären. Nach einigen Stunden fuhren wir weiter nach Orscha. Jetzt mußte es sich entscheiden, entweder kamen wir jetzt zu den Deutschen oder wir mußten nach Norden fahren. Letzteres war leider der Fall. Wir fuhren nach Pskow. Also nahe am Ziel. Viele von uns verließen den Transport und gingen aufs gerade Wohl auf und davon. Da es mitten im Winter war (der Schnee lag dort 80 cm hoch) zog ich es vor beim großen Haufen zu bleiben. Wir waren voller Erwartung. Aber bald hieß es, wir kommen zum Holz fahren u. verladen in einen Wald in der Nähe von Petersburg. Diese Parole wurde zur Wahrheit. Unser Zug fuhr alsbald in die Richtung Petersburg. Auf der Station Cerebranka bei Luga mußten wir aussteigen. Wir marschierten zu einem Haus, in dem das Büro der Gesellschaft sich befand, bei der wir arbeiten sollten. Ein jeder von uns erhielt 2 Pfd. Brot und dann ging es in den Wald. 7 km legten wir zurück und gelangten

Die Anschlußaufzeichnungen sind nicht mehr vorhanden.